AUSGABE 17 FRÜHLING 2011 2€

DER BAGGER

GRABUNGEN ZWISCHEN ERNST UND SATIRE

LIES MICH!

achtung, frisch gestrichen!

Mit der Zeit verblassen bekanntlich die Farben, blättert der Lack ab, wird die Optik altbekannt und vorhersehbar. Deshalb haben wir dem Bagger einen neuen Anstrich verpasst. Und damit die Strahlkraft nicht wieder abnimmt, haben wir mit der Buntheit ein wenig gespart und stattdessen Klarheit und Lesefreundlichkeit ins Zentrum gerückt.
Auch strukturell hat sich einiges getan. Aus vertrauenswürdigen Quellen wissen wir, dass weder Inhaltsverzeichnis noch Editorial wirklich gelesen wird. Deshalb sparen wir ein und machen nun beides in einem. Ja, dies ist auch ein Inhaltsverzeichnis!

Volk und Staat

Glauben Sie an das **MÄRCHEN VON DER VOLKSHERRSCHAFT**? Wäre real existierende Demokratie nicht schon allein angesichts Ihrer und anderer **UNLIEBSAMER NACHBARN** kaum wünschenswert? Oder sehen Sie sich beispielsweise einmal in **LIESING** um ... eigentlich bleibt da nur, schleunigst **PER ANHALTER** die zivilisierte Welt zu verlassen.

Bestimmtheit und Beliebigkeit

Wie aber die geeignete Zuflucht finden? Auf den **NERVÖSEN AUSSCHLAG** einer Wünschelrute vertrauen? Oder sind Sie ohnehin sicher, dass **MONTE CARLO** das Paradies auf Erden ist? Vielleicht sollten Sie einfach einen **TEST** machen, um das herauszufinden.

Andererseits, heutzutage ist doch alle **WELT IN SCHNAPPSCHÜSSEN** festgehalten. Einfach ein bisschen Prospekte, Fotobände Online-Galerien durchforsten und das persönliche Paradies finden. Und zwar schleunigst, bevor Sie auch das Schicksal des **GEFALLENEN SPERLINGS** ereilt.

Kunst und Chaos

Bovor Sie sich auf den Weg machen, Sollten sie aber unbedingt noch ihr **HOROSKOP** befragen. Nicht, dass die **HGICHT** Sie auf halber Strecke heimsucht ... oder das **CHAOS** über Sie hereinbricht. Wenn nämlich Unheil dräut, sollten Sie besser einen sicheren Ort aufsuchen. Eine Kirche zum Beispiel, und warten, bis es heißt: **ITE, MISSA EST**.

Vielleicht sollten Sie sich aber auch einfach keine Sorgen machen, sondern sich und Ihr Leben dem **ZUFALL** überlassen – dem ist nämlich auch diese Ausgabe gewidmet.

Mit dieser viel Vergnügen wünscht
die Bagger-Redaktion

SEITE 02
SEITE 03
SEITE 04
SEITE 05
SEITE 06
SEITE 07
SEITE 08
SEITE 10
SEITE 11
SEITE 12
SEITE 13
SEITE 14
SEITE 15
LEITTHEMA

zynisch naive denkanstöße für naive und zynische menschen

DIE BAGGERDELLE

Hundertstelkrimi

Nun ist er also bald vorbei, der so genannte Skizirkus. Jetzt stürzen sich die Spitzensportler noch todesmutig die steilen und eisigen Hänge hinunter, einer nach dem andern, angetan mit hautengen windschlüpfrigen Kostümen, Skibrillen, Helmen. Man fragt sich ja oft, was da wohl für ein Mensch dahintersteckt, von der Kluft und vom Dialekt her sind sie ja kaum voneinander zu unterscheiden. Und dann brausen alle im Grunde mehr oder weniger gleich schnell den Berg hinunter, zumindest die Topplatzierten, bei denen der Österreicher, von Natur aus ja Skiexperte, weil „Wintersports“ is ja „in our DNA“, eigentlich erst den Fernseher aufdreht, weil man die Sportler auf den niederen Startplätzen eh von vornherein vergessen kann. Die spielen im Hunderstelkrimi nicht mit und fahren nur, um Punkte in irgendwelchen Weltcups zu sammeln, und damit die Veranstalter mit dem Rennen schön den ganzen Vormittag ausfüllen können.
Nun, wer beim Hinunterbrettern also von einem ungünstig gefallenen batzweichen Kunstschneeflockerl um drei Hundertstel gebremst wird, kommt halt nur auf den dritten oder vierten Platz. Wer zum Beispiel im richtigen Moment einen Schas lässt und damit, wenn‘s eine ordentliche Blähung war, vielleicht zwei oder auch drei Hundertstel gewinnt, hingegen bei einem leisen Lüfterl nur eines, oder wer von der Natur mit einem strömungstechnisch optimal geformten Hinterteil gesegnet ist, der oder die wird halt beispielsweise Erster; dem wird dann die Goldene umgehängt und die jeweilige Nationalhymne vorgespielt; die, wenn man sich manche Hymnen so anhört, im Grunde ja auch völlig austauschbar ist. Naja, wurscht. Hauptsache ist ja eh nur, dass WIR gewinnen und nicht die Deitschn! Die haben eh schon so viele Medaillen, dass sie sich einbilden, sie könnten wirklich skifahren!

chr

DAS MÄRCHEN VON DER VOLKSHERRSCHAFT

Bei einigen Millionen Wahlberechtigten ist die Wahrscheinlichkeit höher, auf dem Weg zur Wahlurne tödlich zu verunglücken, als mit der eigenen Stimme die Wahl zu entscheiden. Noch Fragen?

Demokratie ist ja im Grunde genommen schon was Feines. Jedermann und (in der modernen Version) jedefrau darf mitentscheiden, wer die Verantwortung für den kollektiven Schlamassel übernimmt (sofern ihn die Entscheidungsträger_innen nicht ohnehin selbst verursachen). Als häufiges Nebenprodukt ergibt sich, dass jedermensch vor diversen Bösewicht_innen gefeit ist – und selbst für Letztere gibt es den Schutzmantel der Unschuldsvermutung (zumindest so lange, wie man Ermittlungen hinauszögern kann). Außerdem erfreut den Autor dieser Zeilen, dass Mundwerk und Schreibgerät selbst dann freies Geleit erhalten, wenn sie einen noch so großen Unfug in die Welt setzen. Das stimmt jetzt zwar nicht ganz, denn bestimmte Auffassungen über die Zeit vor 70 Jahren sollte man vielleicht doch für sich behalten, auch wenn hierzulande vielleicht niemand was dafür kann. Aber das ist ohnehin eine andere Geschichte …

Österreich ist frei!

Individuelle Freiheit, Sicherheit, Mitbestimmung – Herz, was willst du mehr? Wer in einem demokratischen Staat lebt, sollte sich jedenfalls darüber freuen. Laut einem vom „Economist" veröffentlichten Demokratieindex betrifft das momentan immerhin etwa die Hälfte der Weltbevölkerung, wenn auch mit ein paar ortsspezifischen Mangelerscheinungen. Hiesige Rankinggeplagte dürfen sich dabei übrigens über das PISA-Debakel und die FIFA-Weltrangliste hinwegtrösten, mischt Österreich doch mit Platz 13 in der Weltspitze mit und wird als eine von 26 „vollen Demokratien" klassifiziert. Davon können natürlich Länder mit „autoritärem Regime" nur träumen. Während diese Träume (sofern vorhanden) für Nordkorea und Weißrussland nur Schäume sein mögen, setzen Länder des arabischen Raumes zum großräumigen Überholmanöver an. Dabei suggeriert die Geschichte eine Art evolutionäre Entwicklung, bei der „schlechte" Autokratien schön langsam aussterben und durch „bessere" Demokratien ersetzt werden – wenn auch manchmal unter kräftiger Mithilfe eines demokratischen Über-Ichs (übrigens nur auf Platz 17). Wir notieren: je demokratischer, desto besser. Natürlich haut Sie das als aufgeklärte_n Bildungsbürger_in jetzt nicht sonderlich aus den Socken. Wer würde es schon freiwillig ablehnen, zumindest ein kleines Stückchen vom Kuchen der Macht zu bekommen?

Frei, aber (fast) ohnmächtig

Wer im Geschichtsunterricht fleißig mitgearbeitet hat, weiß natürlich, dass die Idee von der „Volksherrschaft" keineswegs neu ist. Sie hat allerdings nur wenig mit moderner Demokratie am Hut. Nirgendwo herrscht heute das Volk *als Ganzes* über sich selbst. Wie in autoritär regierten Staaten geben in demokratischen ebenso nur einige wenige Menschen den Ton an, mit dem einzigen Unterschied, dass die Tonangebenden irgendwann einmal gewählt wurden – und das auch nicht von *allen*, denn „der Wille der Mehrheit ist augenscheinlich der Wille der Mehrheit und nicht der Wille des Volkes", wie bereits Joseph Schumpeter feststellte. Daran ändert auch eine noch so *direkte* Demokratie nichts: Nie können *alle* bestimmen, wo es langgeht. Hier mag man vielleicht einwenden, dass sich ein Parlament aus allen Stimmen konstituiert – außer denen, die entweder auf keine oder auf falsche Pferde setzen (etwa in Zukunft auf das „Bündnis ohne Zukunft"). In diesem Fall kann aber auch nur an wenigen Tagen von „echter Volksherrschaft" gesprochen werden: nämlich dann, wenn Wahlen stattfinden. In der restlichen Zeit besteht die Macht des kleinen Mannes und der kleinen Frau höchstens darin, ihrem allfälligen Volkszorn Ausdruck zu verleihen.

„Die machen sowieso, was sie wollen"

Nach der vorangegangenen Analyse mag des Volkes Politikverdrossenheit wohl nicht mehr sonderlich verwundern. Als Stimmvieh dürfen wir hie und da mal ein kleines Kreuzchen setzen, um anschließend tatenlos anzusehen, wie die gewählten Repräsentant_innen den angeblichen Machthaber_innen (dem Volk nämlich) auf der Nase herumtanzen. Wie viel Macht das Volk tatsächlich hat, lässt sich einerseits an der Zahl gebrochener Wahlversprechen (euphemistisch auch „Kompromisse" genannt) und andererseits an diversen unpopulären Maßnahmen messen – „unpopulär" deshalb, weil sie das Volk eben nicht beschließen würde. Oder sind Sie etwa so naiv zu glauben, das Volk (oder auch nur die Mehrheit) würde beispielsweise Lohnsteuererhöhungen, Pensionskürzungen oder gar ein halbwegs humanes Fremdenrecht beschließen? So etwas machen zu unserem Leidwesen nur herzlose Politiker_innen – ein Umstand, welcher der (bis auf alle anderen) schlechtesten Staatsform auch zu Recht den Beinamen „Demokratur" eingebracht hat. Somit gelangen wir zum Schluss, dass in einer ~~Demokratie~~ Demokratur keineswegs das Volk und meist auch nicht die Mehrheit herrscht. Während also vielleicht noch einige übermotivierte Bildungsbürger_innen noch der Meinung sein mögen, im Staatsgeschehen mitmischen zu können, haben viele Verdrossene längst erkannt, was Sache ist. Das Heft haben nämlich andere in der Hand, und die gestalten die Welt nach *deren* Lust und Laune. Letztendlich ist es damit für die ohnmächtige Masse also nahezu völlig *zufällig*, was mit der Welt geschieht.

Hin zur Basisdemokratur?

Es drängt sich die Frage auf, warum das Volk nun lieber raunzend im stillen Kämmerchen verweilt, anstatt für echte Mitbestimmung zu kämpfen. Wie jüngst in der arabischen Welt könnte man die demokratische Leiter weiter emporklettern und die lästige Demokratur (die anderswo erst erkämpft werden muss) abschütteln, um zu einer vollendeten Volksherrschaft zu gelangen. Ansätze dafür lassen sich etwa in modernen Konzepten einer „Basisdemokratie" erkennen. Was spräche also gegen eine basisdemokratische Revolution? Einiges. Laut Alexis de Tocqueville liegt der Keim der Tyrannei ja schon darin, dass *irgendeine* Macht das Recht hat, alles zu tun – „nenne man sie Volk oder König, Demokratie oder Aristokratie". Mehr Macht für mehr Menschen bedeutet keineswegs, dass sich damit alles zum Besseren wenden würde – eher im Gegenteil. Denn das Volk ist immerhin „einfach in den Sitten, unstet in den Meinungen und verführbar durch Versprechungen", wie uns der griechische Philosoph (und Demokratie-Kritiker) Platon lehrt. Nebenbei hat die breite Masse eine „beschränkte Fähigkeit, die Tatsachen zu erkennen" (Schumpeter). Das soll nicht zwingend als Abwertung menschlicher Vernunft verstanden werden, denn mit der Entscheidungsfähigkeit steht auch der Faktor Zeit sowie das Ausmaß von Verantwortungsgefühl in Verbindung. Warum sollte man etwa eine „Basis" entscheiden lassen, die sich entweder einen Dreck ums Gemeinwohl schert oder nicht imstande ist, im ausreichenden Maße Informationen einzuholen, geschweige denn argumentativ und moralisch abzuwägen? Wissen Sie etwa, was genau im Vertrag von Lissabon steht? Na eben.

Keine Macht für alle!

Möglicherweise sollten wir uns glücklich schätzen, dass es einige Auserkorene gibt, die Zeit und Muße haben, uns die Last der Entscheidungen abzunehmen. Der in der breiten Masse verbreitete Mangel an Urteilsvermögen lässt jedenfalls darauf schließen, dass Politiker_innen möglichst wenig „volksnah" sein sollten. Zudem kann die Volksmeinung falsch liegen, was sogar sehr wahrscheinlich ist, denn „oft wird es irregeführt, und nur dann scheint es das Schlechte zu wollen", so der große französische Aufklärer Jean-Jacques Rousseau. Deshalb, liebe Damen und Herren auf dem hohen Ross, macht weiterhin, was ihr für richtig haltet, aber (das gilt besonders für die Herren ganz rechts) kümmert euch bloß nicht ums „Volksempfinden", das in etwa so gesund ist wie ein Schierlingsbecher … Und was die (irreführenden) Medien betrifft, so sollte man diese sowieso immer kritisch betrachten – allen voran aber den *Bagger*!

Text: pro

WEITERFÜHRENDES:

Der „Democracy index 2010":
http://graphics.eiu.com/PDF/Democracy_Index_2010_web.pdf

Interessante Ansätze von im Text erwähnten Personen und anderen findet man in:

P. Massing/G. Breit (Hrsg.): „Demokratie-Theorien. Von der Antike bis zur Gegenwart" (2002); oder auch im Internet unter http://www.bpb.de/publikationen/WRYH61,0,0,Demokratie.html

meinungen, in's eck gestellt

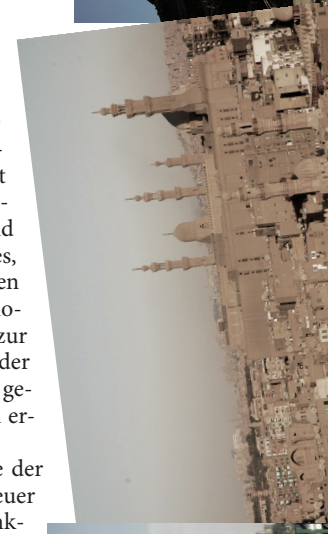
DAS RECHTE ECK

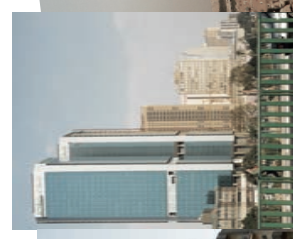
Entkettenhundisierung

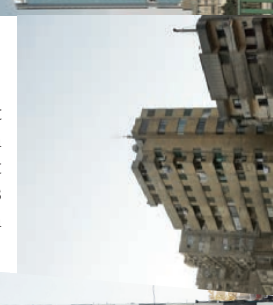
Armes Europa. Da hat es jahrzehntelang an seiner Festung gebaut und plötzlich zerbröseln mir nichts dir nichts die gut durchdachten Wehranlagen jenseits des Burggrabens.
Es tritt sich ja bekanntlich immer leichter nach unten als nach oben. Also hat sich der Norden Europas am Süden abgeputzt und ihm per Erstlandregelung in der Migrationsfrage den schwarzen Peter zugeschoben: Asylanträge müssen immer in dem Land gestellt werden, in dem zuerst EU-Boden betreten wurde. Für Staaten wie Griechenland – und mehr noch für die dortigen Ankömmlinge – eine Katastrophe. Schlaue Füchse wie Berlusconi finden für so was aber natürlich patente Lösungen und reichen des Problem einfach nach Süden weiter: Abkommen und Millionenhilfen an Gaddafi und Ben Ali sorgten dafür, dass die Flüchtlingsströme bereits im nordafrikanischen Sand versickerten, diskret und unauffällig – ebenso wie die finanzielle Unterstützung aus EU-Geldern. Noch vor einem halben Jahr versuchte Gaddafi von der EU 5 Mrd. Euro zu erpressen, mit dem Hinweis, er könne sonst die Millionen verzweifelter Menschen nicht zurückhalten und Europa würde unweigerlich zu einem zweiten Afrika.

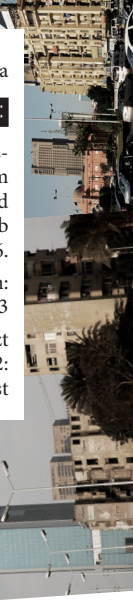
Nun aber steht Europa vor dem Scherbenhaufen seiner kurzsichtigen und – weil mit den eigenen Werten in keiner Weise vereinbar – unmoralischen Afrikapolitik. Hätte mau sich der Problematik früher gestellt, Importzölle zum Schutz der eigenen Landwirtschaft aufgegeben, durchdachte Entwicklungszusammenarbeit statt Diktatorensubvention forciert und vor allem eine generell mehr auf Ausgleich und Solidarität statt auf den eigenen Vorteil bedachte Politik geführt, so hätte mau die Migrationsströme zwar auch nicht aufhalten, aber doch verringern können.
So aber kommt der Aufprall zwar später, dafür aber umso härter. Die nordafrikanischen Diktatoren waren nur das Vorspiel zum Hauptstück, das auf der Bühne Europa gespielt werden wird. Mubarak, Ben Ali und Gaddafi sind nur die ersten Dominosteine. Aber das ist schon in Ordnung so. Wir können sogar stolz sein: Immerhin geht es um Demokratisierung, soziale Gerechtigkeit und Freiheit – alles „europäische Werte". Nur halt ungünstigerweise auf Europas Kosten.

va









UNLIEBSAME NACHBARN

Wie mit ihnen umzugehen ist und wie sie zu Fall kommen. Mit Empfehlungen aus Kautalyas Arthaśastra.

Wir kennen das ja aus dem Alltag. Immer wieder kommt es vor: Da zieht in die Wohnung nebenan ein neuer Mieter ein und vom ersten Tag an haben wir eine böse Vorahnung, die mit jeder Begegnung mehr und mehr zur sicheren Gewissheit wird. Es fängt damit an, dass er seinen Mist vor der Türe stehen lässt, dubiose Gestalten gehen bei ihm ein und aus und zu den unheiligsten Stunden dringen belästigende oder gar beunruhigende Geräusche durch die Wände, komische Gerüche durch die Türen und unheimliche Vermutungen durch die Gehirnwindungen. Gar nicht auszudenken, was der Kerl so in seinem Kellerabteil lagert ... Da bleibt nur eines – wir gehen zum Gegenangriff über: Aus-dem-Weg-Gehen, Nicht-Grüßen, Beschwerdebriefe an die Hausverwaltung, nächtliche Gegen-Beschallung mit ausgewählten Kostbarkeiten aus der 70er-Jahre-Plattensammlung, bei zum Lüften geöffneter Wohnungstüre Kuttelsuppe kochen ...
Nun, diesen zermürbenden Kleinkrieg gibt es nicht nur in unserer kleinen Welt, damit muss sich auch die große Politik herumschlagen. Und seit die Welt ein Dorf ist, hat jeder Staatshaushalt mit 200 Nachbarn auszukommen. (Ganz zu schweigen von zwielichtigen UntermieterInnen, über die mau wenn überhaupt etwas, nur Schlimmes zu berichten weiß.) Und wenn es schon auch manchmal vorkommt, dass Nachbarn ganz nett sind (auch verdächtig!), mit Leichen im Keller gibt mau sich auf dem politischen Parkett gleich gar nicht ab. Massenvernichtungswaffen sind da eigentlich noch der kleinste Posten in der prall gefüllten Vorratskammer der bösen Verdachtsmomente. Und weil dem eben so ist, gibt es eine ganze Menge Theorien, wie mit solchen Nachbarn umzugehen ist.

Lehrwerke

Manche denken nun wohl an Niccolò Machiavelli und sein Büchlein *Il Principe*, in dem er die Möglichkeiten, Aufgaben und Probleme verschiedener Typen von Herrschern analysiert und gute Ratschläge gibt, die für das christliche Umfeld, in dem das Werk situiert ist – nach Aufklärung und Französischer Revolution im Italien der Renaissance –, manchmal ein wenig gar unhumanistisch klingen mögen. Nun, es liegt nahe, dass Machiavelli sich gänzlich falsch verstanden fühlt und dieses zu unverhofften Ehren gekommene Schriftstück posthum verwünscht: War er doch durch und durch Republikaner, übte selbst offizielle Ämter in der Republik Florenz aus und verfasste auch andere Werke, die sich der Republik widmeten und ihm selbst wesentlich mehr am Herzen lagen. *Il Principe* hingegen scheint entweder ein sehr zynischer Text gewesen zu sein, in dem er implizit die Nachteile der Monarchie satirisch zerpflückt, oder ein letzter verzweifelter Versuch, sich damit bei italienischen Fürsten als fähiger politischer Berater vorzustellen. Wahrscheinlich ist es sogar beides zugleich.
Deshalb wollen wir den armen, missverstandenen Befürworter der Republik ruhen lassen und lieber einen von christlicher oder gar aufklärerischer Humanität ganz unverdorbenen Autor zu Rate ziehen.
Ungefähr 1800 Jahre vor Machiavelli verfasste nämlich ein indischer Gelehrter namens Kautalya (auch Kautilya genannt) ein Lehrwerk über die Staatskunst. Eurozentristische Geister neigen dazu, diesem Machiavellismus zu unterstellen; schon rein chronologisch, aber auch weil Kautalyas Geisteshaltung wohl ehrlicher machiavellisch war als die des Namenspatrons des Wortes, sollte mau besser den Begriff Kautalyaismus prägen und verbreiten. Wie dem auch sei, hier finden sich jedenfalls herrlich moralfreie Ratschläge zum Umgang mit den Nachbarn, denen wir uns nun ein wenig widmen wollen.

Freund und Feind

Eine wichtige Grundlage der altindischen Außenpolitik ist die These, dass Freund- und Feindschaften in konzentrischen Kreisen aufgebaut sind: Direkte Nachbarn sind stets als Widersacher zu sehen, während deren Nachbarn wiederum die natürlichen eigenen Freunde sind. Zur Veranschaulichung wollen wir das auf die eigenen vier Wände übertragen: Der oben erwähnte zwielichtige Inhaber des benachbarten Appartements ist schon aufgrund seines Wohnorts höchst suspekt. Was erdreistet er sich überhaupt, seine Existenz vor die meine zu pflanzen und so mein bisher lichtes Leben zu verdüstern! Wie kann mau einen mögen, der schon alleine durch seine aufdringliche Nähe die eigenen Entfaltungsmöglichkeiten beeinträchtigt? Ganz anders verhält es sich hingegen mit entfernteren Nachbarn und Gassenbekanntschaften – die grüßen einen freundlich auf der Straße, ohne einem ansonsten in die Quere zu kommen. Und bei Bedarf eignen sie sich hervorragend, um den neuesten Klatsch über die Absonderlichkeiten des neuen Mieters aus dem Hochparterre auszutauschen. So kann mau sie auch gleich ganz diskret auf seine Seite ziehen und hat bei einer allfälligen zum Ausbruch kommenden Nachbarschaftsfehde treue Verbündete auf seiner Seite.
Was nun im Kleinen gut funktioniert, erscheint im Großen auf den ersten Blick anders: Würde sich nämlich beispielsweise Israel an diese hübsche Kreistheorie halten, wäre es mit Ägypten und Jordanien im Clinch. Nun war aber Ägypten bisher ein wichtiger Verbündeter Israels und wird dank des gemeinsamen Friedensabkommens als bester Garant für die Stabilität im nahen Osten gehandelt. Und als Belohnung bekam die ägyptische Führung vom Freund des Freundes – den USA – auch noch über Jahrzehnte große „Entwicklungshilfe"-Beträge, mit deren Hilfe sich die ägyptische Armee zu einer der bestgerüsteten der Region entwickelte. Das Problem dabei: Die USA und wohl auch Israel hängen einer anderen Theorie an und glauben, die Welt lässt sich mit einem einfachen „Der Feind meines Feindes, mein Freund" verstehen. In saloppem US-amerikanischen Slang wird das dann zu *„He may be a bastard, but he's our bastard"*. Also wenn's irgendwo nicht so passt, setzen wir unseren Bastard drauf, sichern ihm seine Notstands-Verordnungs-Demokratie mit einer starken Armee, die von unserer Militärhilfe abhängig und somit kontrollierbar ist, und die Sache hat sich. Ein hübscher Plan, der auch dreißig Jahre lang funktioniert hat.
Dass aber Kautalyas Kreistheorie nicht ganz von der Hand zu weisen ist, das zeigt das derzeitige Unbehagen Israels mit der fortschreitenden Demokratisierung Ägyptens. Was, wenn nun eine vom Volk gewählte Regierung aus dem Vasallenstaat unseres Bastards einen Staat macht, der seine eigenen Interessen wahrnimmt? Verständlich, dass da manche nervös wurden – immerhin stehen da noch einige andere Bastarde in der Gegend herum, die man ungern verlieren würde. Und so sprach mau mit Vorliebe über die Wichtigkeit der Stabilität, hielt sich mit Kritik am Bastard zurück und hätte am liebsten seinen Geheimdienstchef und Foltermeister Omar Suleiman als Nachfolger gehabt. Und während mau so öffentlich nichts anbrennen ließ, hielt mau die BotschafterInnen in verbündeten Ländern dazu an, die jeweiligen Regierungen zu überzeugen, den Bastard doch weiterhin zu stützen.

Modernisierungs-Nebenwirkungen

Wie es der Zufall aber so will, haben sich die Zeiten nun aber geändert. Sogar für wirklich versierte Bastarde ist es heutzutage äußerst schwierig, ihre Untertanen still zu halten. Da ist zum einen das Problem der unbedachten Ermächtigung der Massen durch vermeintlich harmlose Konsumgüter. Wer konnte schon ahnen, dass SMS statt harmlosem Nonsense auch Demonstrationsaufrufe enthalten können. Wer konnte voraussehen, dass Unterhaltungskanäle wie Facebook und Twitter nicht nur dazu dienen, der Wirtschaft die Konsumvorlieben ihrer KonsumentInnen frei ins Haus zu liefern, sondern plötzlich als Organisationsplattform für Widerständigkeiten genutzt werden könnten? Und am fatalsten: Wie hätte mau wissen sollen, dass das Internet – nicht wie das Fernsehen jeden revolutionären Geist einschläfernd berieselnd – nur eine Zeittotschlagmaschinerie ist, sondern sogar in demokratiepolitisch so angenehm zurückhaltend entwickelten Staaten wie den islamischen den Durst nach Freiheit und Mitbestimmung über das eigene Leben fördert? Und das Beängstigendste daran ist: Es braucht nicht einmal große Führungspersönlichkeiten, die mau im Falle des Falles leicht korrumpieren oder aus dem Weg räumen könnte. (Kautalya hätte da wertvolle Ideen!) Nein, solche Bewegungen entstehen plötzlich aus dem Nichts, organisieren sich äußerst unhierarchisch und sind zudem unangenehm unbestechlich.

Wankelmütiger Wandel

Das zweite große Dilemma der Bastarde ist, dass ihr bester Freund, ihr großer Förderer, plötzlich schizophren geworden ist: Während der ökonomisch-militärische Komplex in den USA weiterhin sicher im Sattel sitzt, dem Kapitalismus huldigt und finanziell vielversprechende Konflikte fördert, sitzt im weißen Haus plötzlich ein ungesund humanistisch angehauchter Präsident, der mit kommunistischen Ideen wie Krankenversicherung und Absurditäten wie ethisch ambitionierter Außenpolitik Unruhe ins wohl geplante Spiel bringt. Und wenn auch sein Aktionsradius durch die globalen Umstände und die politische Situation daheim weitgehend eingeschränkt ist, so erschüttert er doch durch unzweckmäßige Aufrufe zum Wandel und brotlose Unterstützung lästiger Protestbewegungen ohne Not die Sicherheit treuer Vasallen.

Nun ist also der Bastard gestürzt und ob ein neuer installiert werden kann, scheint fraglich. Natürlich kann Israel weiter für eine vertrauenswürdige Person wie Suleiman intrigieren, sollte aber nicht übersehen, dass die Taktik durchschaubar ist und zum Widerstand provoziert. Erst recht fatal wird es, wenn autoritär geführten Staaten sogar beim Aufblühen von Demokratiebewegungen die Fähigkeit zur Demokratie abgesprochen und der Islamisierungsteufel an die Wand gemalt wird. Solche Prophezeiungen erfüllen sich nur allzu gerne selbst.
Das ist ungefähr so, wie wenn Sie der ganzen Straße erzählen, Ihr neuer Nachbar, der mit dem großen dunklen Schnurrbart, der sei bestimmt ein Islamistenterrorist, so wie der schon aussieht. Dem gehe mau besser aus dem Weg … da wird's nicht lange dauern und er wird sich ebenso cliché-schnurrbärtige Freunde suchen … kaum auszudenken, wo das hinführt!

Kautalya hätte übrigens einen guten Rat für Mubarak gehabt: Um sich vor einem Aufruhr zu schützen, „möge der Fürst die Macht des Schatzes und des Heeres ganz sich selber zu eigen machen." Beim Staatsschatz dürfte er schon kräftig zugelangt haben, aber das ägyptische Heer, das gehört leider anderen Fürsten …

Text und Fotos: va

QUELLEN UND WEITERFÜHRENDES:

Das altindische Buch vom Welt- und Staatsleben. Das Arthacastra des Kautilya. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Johann Jakob Meyer, Leipzig 1926.

Über Omar Suleiman: www.jadaliyya.com/pages/index/503

Der Fürst von Niccolò Machiavelli übersetzt von Gottlob Regis, 1842: http://de.wikisource.org/wiki/Der_Fürst

reise zum mittelpunkt von wien in 23 bezirken

HIN&WEG: LIESING

oder: Zufällig zusammengetragene Fakten, die ausschließlich auf Vorurteilen basieren.

Wenn man glaubt, die Triester Straße könnte nicht mehr trister werden, wenn sich Gebrauchtwagenhändler und Gebrauchsfrauenhändler aneinanderreihen und vereinzelte Menschen sich beim langen Warten auf Busse mit dreistelligen Nummern die Haltung ruinieren, dann ist man schon mitten drin, im großen Unbekannten unter den Bezirken Wiens. Ein 1938 von den Nazis zusammengewürfeltes Dorfkonglomerat, nur deswegen nicht wieder an Niederösterreich abgetreten (Abtrünnige wie Vösendorf, Breitenfurt und Purkersdorf ausgenommen), weil man sich dort mit der sozialdemokratischen Durchdringung der Bevölkerung nicht herumschlagen wollte. Und wohl auch deswegen, weil Wien noch Bedarf an ein bis zwei Weinhügeln hatte, um die Flaschen der Bevölkerung zu füllen. Ein wenig ist Liesing das Vorarlberg Wiens, schwer zu erreichen und geografisch sowie mentalitätsgeschichtlich eigentlich schon mehr dem angrenzenden Ausland zugehörig. Wer sind die Menschen, die hier wohnen? Woher kommen sie und warum kommen sie dort nicht weg? Wir wollen die Wahrheit, also gehen wir ins Netz. Man hat auch keine andere Wahl, denn der Safaribus einer schwedischen Firma, die ihr Geld damit verdient, fallweise lustige Namen für Möbelstücke zu erfinden, lässt auf der Pilgerfahrt ins Bundesländergrenzgebiet keinen Aufenthalt und somit keinen Kontakt mit Einheimischen zu. Und vielleicht ist dies sicherer so. Sieht man sich die filmische Erfassung der Bundeshauptstadt an und schlägt unter den harten Seiten Wiens nach, stößt man auf die Großfeldsiedlung am Nordrand aus dem gleichnamigen Film oder das Schöpfwerk aus der Milieudoku „Muttertag". Bislang hat sich noch kein Filmteam an den 3.172 postalische Abgabestellen für 10.000 Menschen umfassenden Wohnpark in Alterlaa in der Anton-Baumgartner-Straße 44 gewagt. Es wird seine Gründe haben.

2.575 People Like This

Also befragen wir das Instrument, das Revolutionen auslöst, unsere privaten Informationen näher zusammenrücken lässt und lockige Jünglinge auf das Cover von Time Magazine bringt. Wir befinden uns auf der Seite „Liesing 23. Bezirk" und ganze 2.575 People like this. Bei einer Bevölkerungszahl von über 91.000 eine zu vernachlässigende Zahl, immerhin bestätigt es jedoch die Annahme, dass mehr Liesingerinnen und Liesinger an das Internet als an öffentliche Verkehrsmittel angebunden sind. Aus den zur Beschau gestellten Bildern schlägt uns die Solariumsbräune wärmend entgegen. Und aus den Wortspenden der Provinzpatriotismus. Chris C.* versichert: „Ich bin aber so was von Liesing aufgewachsen... Im selben Block wie das Rathaus!" Der Administrator der Seite gibt zu bedenken, „die Seite ist für Fans von diesem Fabelhaften Bezirk und keine Plattform für Stimmenfänger für die bevorstehenden Wahlen." Doch da es sich nicht um die Wahl zu Liesings next Top-Ortschaft handelt, darf man sich ohne Gefahr Bezirksteile in Versalien, versehen mit Herzen und sonstigen Zuneigungsbekundungen, zurufen: „Vienna South Side, is unsere Sauf Side. Rodaun rules! Mauer macht's möglich! Erlaa is Ersta! Kalksburg kickt! Siebenhirten siegt! Inzersdorfer Dosenravioli! Liebt Liesing! Atzgersdorf das Königreich, und drumherum liegt Österreich!" Patrick A. erklärt, Liesing sei der „beste bezirk zum chillen weils keine nervigen leute gibt." Grund dafür dürfte die geringste Bevölkerungsdichte Wiens sein. „nicht umsonst heißen noch 3 weitere orte in österreich liesing", ist Sandra K. überzeugt und die weitgereiste Saaraah H. S. G. glaubt zu wissen, es sei „der beste bezirk der welt". Tourismusberichte wollen hier die einzige sechs-reihige Kastanienallee wissen und ein paar Schlösser gäbe es wohl auch, aber dabei könnte es sich durchaus um einen Marketinggag handeln, gleich den repräsentativen Wohnbauten, die Nordkorea an seinen Grenzen zum Süden verwaist stehen lässt, um dem Nachbarn das Neiden zu lernen. Attrappen womöglich sogar. Der tatsächliche Entwicklungsstatus Liesings darf angezweifelt werden, bemerkt man die Jubelpostings, die sich dem Umstand widmen, dass der Bezirk auch endlich „so was hat": ein Einkaufszentrum mit mondänem Namen. „Riverside". „Endlich ein Anschluss an die Zivilisation.", so Dominik H., der die Lugner-City nur vom Firmausflug kennt. Elisabeth B. gibt zwar zu bedenken, „da drin hat man keinen Empfang", but you can't have it all! Das ist der Preis des Fortschritts. Liesings lächelndes Konsumgesicht deckt soziale Brennpunkte jedoch nur lückenhaft zu. Daniela F. warnt auf Facebook: „WICHTIG: an alle mädls! In kaltenleutgeben, liesinger platz und umgebung geht einmann zwischen 18-20jahre alt und ca 1,80 groß rum! der typ überfällt und\oder vergewaltigt frauen bitte posten und alle warnen gebt acht wenn ihr alleine unterwegs seit! Das ist kein scherz!!" Die Bürgerwehr scheint in dieser ruralen Struktur jedoch besser zu funktionieren als im anonymen Rest der Großstadt, denn Andreas H. kann nur wenig später vermelden „Täter ist gefasst !!! War 14 Jahre alt, und wollte Frauen aus einem Drang heraus *nur berühren*."

Crazy for Liesing

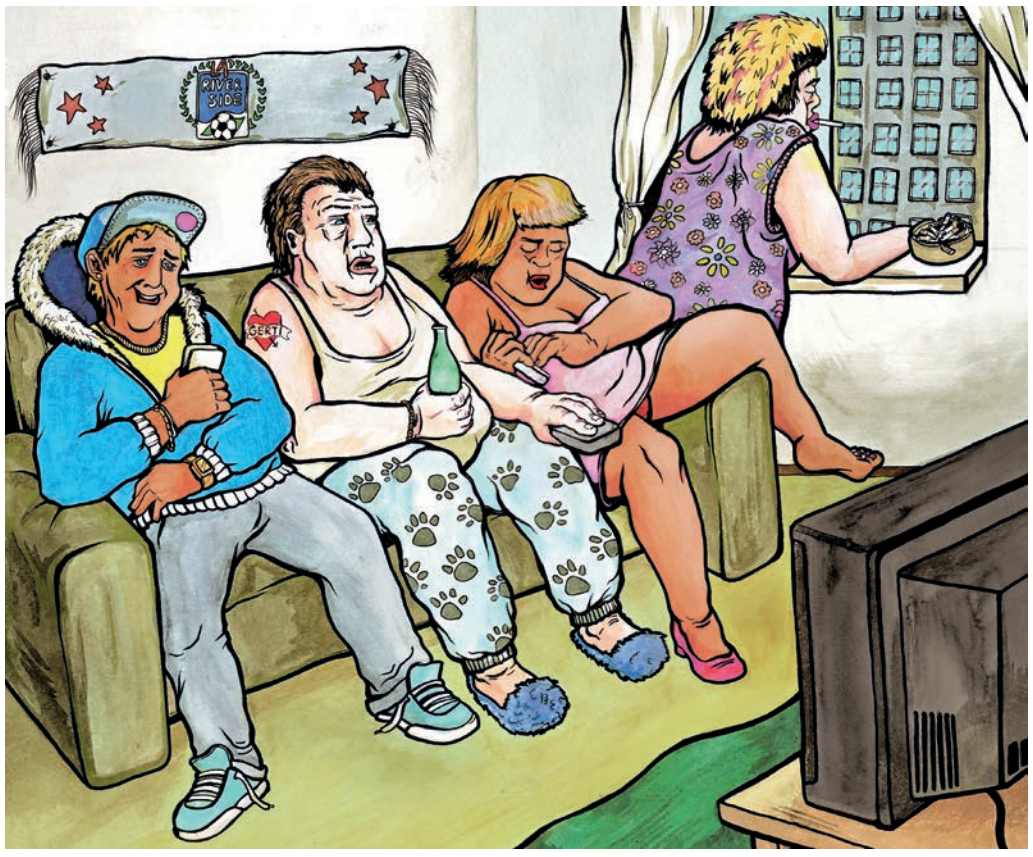
Kein Wunder, dass sich die verängstigte Bevölkerung gerne in eskapistische Kulturgenüsse flüchtet. Aktuell empfiehlt die Bezirkshomepage das „Kinder/Familien-Musical „CRAZY-MUSICAL". Das Beste aus *Cats, Chicago, Phantom der Oper, Chess, Kuss der Spinnenfrau, Wicked, Les Miserables, Rudolf bis Tanz der Vampire.* Wird es gelingen, die Musicalstars aus den Fängen des „Crazy-Clowns" zu befreien???" Wir wollen es nicht hoffen und empfehlen dem „Crazy-Clown" Gastspiele an den Vereinigten Bühnen Wien, um seinen Hunger an schlechtem Musiktheater zu stillen. Was bewegt die Menschen im Kanzlerbezirk außerdem? Bemerkenswert scheint die demografische Situation, abseits einer verlorenen Jugend, weist doch Liesing Klassenunterschiede auf, die sich praktischerweise in zwei Interessengruppen aufteilen: erstens die Antifluglärm-Bewegung unter dem Motto „Wann wird LIESing endlich LEISing" bzw. die „G'stopftn", wie die „Hackler" sie nennen; zweitens die Verkehrslärmgegner mit ihrem Slogan „LAUT ist OUT" bzw. die „Proleten", wie die „Bonzen" sie nennen. In einem Punkt sind sich die unterschiedlichen Glaubensrichtungen jedoch laut Franz W. einig: „St. Florian verschone / die Gegend, in der ich wohne." Herr M. Schmeidek fasst das tägliche Leid zusammen: „Morgens wird man durch Fluglärm aufgeweckt, mittags gestört und am Abend kann man sich auch nicht relaxen, weil der Lärm so laut ist, dass man den FSer lauter/leiser stellen muss. Von einer angenehmen, erholsamen Lebensqualität kann keine Rede sein." Was hält die Menschen also davor zurück, zu Innenstadtsnobs, wie wir es sind, zu werden, immerhin würde ihnen seit 1995 sogar eine Anbindung an die U-Bahnlinie 6 die Flucht ermöglichen. Wir haben die Antwort noch nicht gefunden. Manche machen das Klima dafür verantwortlich. Der Administrator von „Liesing 23. Bezirk" meint dazu: „über Liesing lacht die Sonne ..." Wir sind also nicht die Einzigen.

Text: bri

Illustration: sm

ANMERKUNGEN:

* Namen und Rechtschreibung wurden aus lokalkoloritischen Gründen beibehalten.



die kochecke

BAGGERS BANKETT

Diesmal: Gesamtschul-Eintopf

Sie möchten, dass Ihr Nachwuchs einmal groß und stark wird? Dann ist dieses Gericht absolut das richtige für Sie. Zwar werden Sie möglicherweise etwas skeptisch sein und denken, dass ein Gesamtschul-Eintopf nicht unbedingt ein Schmankerl der gutbürgerlichen Gourmetküche darstellen mag. Aber lassen Sie sich getrost überraschen, denn dieses Gericht gilt unter angesehenen Haubenköch_innen als absoluter Geheimtipp – und bei internationalen Kochwettbewerben kommt daran ohnehin niemand mehr vorbei.

Die Zutaten:
1 kg proletarische Spreu
1 kg konservativer Weizen
Eine Packung Strebsamen
Eine Großpackung Norm-Sprösslinge
Einige Dummköpfe

Wichtig ist es, die Spreu nicht vom Weizen zu trennen, sondern in einen Topf zu werfen, nachdem man beides in einem feinen Sieb (es soll ja nichts durchfallen) gewaschen hat. Anschließend fügt man eine davor bereitgestellte breite Masse aus Sprösslingen, Dummköpfen und Strebsamen hinzu und mixt das Ganze zu einem homogenen Brei. Was die Würze betrifft, wird der Eintopf nur dann ein wahrer Leckerbissen, wenn Sie es jedem molekularen Bestandteil des Einheitsbreis ermöglichen können, sein geschmackliches Potential vollends zu entfalten. Wie Sie das mit handelsüblichen Küchenutensilien bewältigen sollen? Tja, da sind Ihrer Kreativität natürlich keine Grenzen gesetzt …

Na Mahlzeit!

pro

PER ANHALTER DURCH DIE PRÄRIE

Irgendwann bleibt schon wer stehen. Die scheinbare Unberechenbarkeit des Zufalls. Eine Entschleierung.

Unbarmherzig brennt die Sonne vom Himmel, kein Baum, der schützenden Schatten spendet. Der Asphalt flimmert unter der späten Nachmittagshitze, doch ein nahender Regenschauer hat schon seinen feuchtheißen Atem über die Chapada gelegt und lässt die Hoffnung auf baldige Abkühlung wachsen. Ich hebe den Kopf. Am Horizont zeichnen sich schon einige dunkle Wolken ab.

An der Landstraße angekommen, suche ich Schutz im Schatten eines kleinen Wellblechdaches. Nur das Rufen eines Kindes nach seinem Vater unterbricht die Stille für einen Moment. Es tut gut, die gerade getätigten Einkäufe vom Wochenmarkt abzulegen, die Schultern zu entlasten, in welche die Riemen des schweren Rucksacks tief einschneiden. Ein Luftzug bringt kurze Erleichterung, trocknet den Schweiß auf meiner Stirn. Noch ist nirgendwo ein Auto zu sehen. Ich greife in den Hosensack, fühle dort nach Papier und Tabak, um eine Zigarette zu drehen. An der Tankstelle frag ich nach einem Zündholz. Während ich rauche, höre ich in der Ferne, wie sich ein Wagen nähert. Einige Augenblicke danach taucht er hinter einer Kurve auf. Ich stelle mich näher zum Straßenrand, bereit die Hand zu heben und dem Fahrer zu deuten, er möge stehen bleiben. Kurz nur hält die Hoffnung an. Mir kommt fast vor, als würde er absichtlich aufs Gaspedal treten, ganz bewusst beschleunigen, um möglichst schnell aus der Situation zu entkommen, in welcher er sich damit konfrontiert sieht einem Anhalter eine Bitte abschlagen zu müssen.

Kein Platz?

Während ich noch wild gestikulierend und empört schimpfend am Straßenrand stehe, kommt schon der nächste Wagen vorbei. Ein altes Vehikel, das nur langsam und unter größter Anstrengung um die Kurve schleift. Der Wagen liegt tief. Kein Resultat getunter Schnittigkeit, sondern einzig Auswirkung der abenteuerlichen Beladung. Auf der Dachgalerie wurden mit dünnen Schnüren, neben mehreren Säcken Zement und einer Gasflasche, einige lange Holzplanken befestigt, wie man sie für die Konstruktion eines Dachstuhls braucht. Obenauf eine Matratze und ein Bettgestell. Ich deute dem Fahrer anzuhalten und freue mich über seine gute Absicht, als er langsam neben mir zum Stillstand kommt. Ein Blick auf die Rückbank lässt mich jedoch stutzig werden, denn da hat schon eine Großfamilie Platz genommen, die sich dicht an Säcke voller Reis und Bohnen drängt. Auch der Kofferraum ist voller Einkäufe. Wo ich denn hin möchte, fragt mich der Fahrer, ein alter Mann im karierten Hemd und Cowboyhut, während er sich über den doppelt besetzten Beifahrersitz aus dem Seitenfenster lehnt. Zum Capão do Pinho, antworte ich, aber habt ihr denn noch einen Platz frei? Aber sicher, antwortet der Mann mit einem zahnlosen Lächeln, das ist kein Problem. Er steigt aus, um sich selbst ein Bild der Lage zu machen. Dann fängt er an, Personen umzuschlichten. Ein Kind wird vom Schoß der Großmutter auf die Schöße der Beifahrer umgeladen. Die Großmutter nimmt stattdessen auf ihrer Tochter Platz. Dicht gedrängt, möglichst viele Arme und Köpfe aus den Fenstern haltend, um mehr Platz im Wageninneren zu schaffen, machen wir uns langsam auf den Weg und versuchen den Schwung der Abfahrten mitzunehmen, um auch die nächsten Hügel zu erklimmen.

Keine Panik!

Da ich nicht im Besitz eines motorisierten Vehikels bin, stellt Autostopp für mich die einzige Möglichkeit dar, den Weg aus Morro do Chapéu, einer Kleinstadt im Hinterland des brasilianischen Bundesstaates Bahia, zu einer Fazenda im Umland zurückzulegen. Dort friste ich nun schon seit einigen Wochen mein Dasein als Sozialanthropologe, um Daten für meine Diplomarbeit zu sammeln. Ab und zu jedoch zieht es mich in die Stadt, um mich mit einigen kulinarischen Leckereien auszustatten und die Kommunikation mit der Heimat aufrechtzuerhalten.
Anfangs hatte ich Zweifel über den Erfolg meines Vorhabens, mit ausgestrecktem Daumen am Straßenrand auf eine Mitfahrgelegenheit zu warten. Es war, wie auf das Eintreten eines Zufalls zu hoffen, mit dem Zufall rechnen zu müssen. Bange Stunden am Straßenrand, die Sonne und der Schweiß im Gesicht. Ich hab mir schon die Zeit ausgerechnet, die ich brauchen würde, um den Weg zu Fuß zurückzulegen, unsicher, ob ich es noch vor Einbruch der Dunkelheit schaffen könnte, angsterfüllt, was passieren würde, sollte es sich nicht mehr ausgehen. Doch je planmäßiger der Mensch vorgeht, umso wirkungsvoller trifft ihn der Zufall, und im Moment größter Erschöpfung und sich anbahnender Verzweiflung, als nicht mehr auszumachen war, ob es klüger sei umzukehren oder den Weg bis Morro durchzuhalten, bleibt doch noch jemand stehen, um mich mitzunehmen. Es ergibt sich ein Gespräch und es stellt sich heraus, dass der gute Mensch der Bruder meines Nachbarn ist. Er lädt mich in sein Haus und zum Essen ein, um mich später dann noch mit dem Auto die wenigen Kilometer zurück zur Fazenda zu bringen.

Kein Zufall.

Per Anhalter durchs Land zu fahren ist eine gute Gelegenheit, das Land und die Menschen besser kennenzulernen: Bauern auf dem Weg vom Wochenmarkt, Familien auf Besuch bei Verwandten, ein Mönch auf dem Weg in die Stadt. Woher kommen sie? Wohin fahren sie ? Und warum? Manchmal ergeben sich durch diese kurzen Gespräche Kontakte, die mir später noch nützlich sein können. Während meiner Forschung muss ich ständig darauf hoffen, nein sogar damit rechnen, dass mir der Zufall zu Hilfe eilt, um für jene Fragen, die mir so unbeantwortbar, so unklar erscheinen, Erklärungen zu finden. Ein Gespräch zwischen Tür und Angel, eine Beobachtung, die ich am Rande mitbekomme, die ein neues Thema eröffnet, welches die Richtung für mein weiteres Vorgehen weist. Ich stolpere teils planlos umher, versuche Informationen aufzuklauben. Durch Zufall kann ich dem einen Ereignis beiwohnen, das mir Aufschluss über Unklares gibt, durch Zufall, so scheint mir, werde ich Zeuge einer Diskussion, die jene Fragen beantwortet, die ich mir schon so lange stelle. Vielleicht ist Zufall die in Schleier gehüllte Notwendigkeit? Mir aber ist danach, den Schleier zu lichten.
Zurück auf der Fazenda und gestärkt vom Erfolg, werde ich zum Leugner des Zufalls. Kein Sieger glaubt an den Zufall, aus dem sein Sieg gewachsen ist. Denn was ist denn Zufall schon anderes als eine Reihe unbestimmter Faktoren, die den Ausgang eines Ereignisses in die eine oder andere Richtung lenken, Faktoren, die wir selbst entweder nicht kennen, oder die wir weder beeinflussen können noch wollen.
An Ort und Stelle zu sein, wenn etwas passiert, ist das Um und Auf des Zufalls. Wer geduldig ist und warten kann, wird früher oder später auch belohnt. Solange ich ausharre, aufmerksam, die Augen geöffnet, die Ohren gespitzt, ständig in Erwartung jenes Ereignisses, welches ich noch gar nicht kenne, ganz darauf gefasst, dass es jeden Moment eintreten kann, in jeder undenkbaren Form. Das Unerwartete erwarten. Der Ethnograph wie der Anhalter, für beide ist es notwendig anwesend zu sein, um mitgenommen zu werden, und was es für beide braucht, um dieser Notwendigkeit nachzukommen, ist Zeit. Ja genau! Langsamkeit wird zur neuen Qualität, wenn es darum geht, dem Zufall entgegenzukommen. Langsamkeit wird zum Modewort, wenn es um die Entschleierung des Zufalls geht.

Keine Angst.

Im Laufe der Wochen habe ich versucht unzählige Autos anzuhalten. Die meisten sind vorbeigefahren, und doch waren diese Stunden des Wartens nicht umsonst, denn ich konnte schließlich einige Faktoren, die mir zunächst willkürlich erschienen sind, als Kausalitäten identifizieren, die den Erfolg meines Vorhabens mitbestimmen. So hab ich Beobachtungen angestellt und aus der Erfahrung gelernt, dass es an Wochentagen und über die Mittagszeit weit schwieriger ist ein Auto anzuhalten als beispielsweise an einem Freitagnachmittag, wenn die Bewohner der umliegenden Höfe mit ihren Einkäufen vom Wochenmarkt zurückfahren. Die Anzahl an freien Sitzplätzen hingegen scheint gar kein Kriterium dafür zu sein, einen Anhalter mitzunehmen, auch wenn dies die passierenden Fahrer gern als Ausrede benutzen und mir im Vorbeifahren ein Handzeichen geben, das mir signalisiert, dass der Wagen voll ist. Autos, die auf der Durchreise sind, halten kaum. Fahrer aus der nahen Umgebung hingegen schon.
Bewohner der umliegenden Fazendas erkennt man am labilen Zustand ihrer Fahrzeuge. Autos, bei denen die Motorhaube gefährlich im Wind flattert und deren Türen nur mehr mit Tricks und Tritten zu öffnen sind, da die Karosserie in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr existiert, sondern Produkt der Schweißkünste ihres Besitzers ist. Fahrer solcher Karossen werden mit weitaus größerer Wahrscheinlichkeit anhalten als die nagelneue, schwarz glänzende Hilux Doppelkabine, die mit einem Affenzahn gen Salvador braust. Auch wenn die Ladefläche leer ist. Dies zu wissen birgt zwei Vorteile. Zum einen spart man sich Momente der Enttäuschung und des Ärgers, zum anderen vermeidet man angsterfüllte Minuten auf der Ladefläche eines Pickups, dessen Fahrer wohl liebend gern eine Karriere als Rennfahrer angestrebt hätte. Denn Fahrer jener zum Bersten gefüllten Karossen, deren Tachonadeln den Nullpunkt zuletzt vor einer geschätzten Dekade verlassen haben, können gar nicht anders, als im Schneckentempo über die Hügel der Chapada zu schleichen.

Text und Foto: cle

NERVÖSER AUSSCHLAG

Reaktion auf den Artikel „Beziehungsarbeit“ (Bagger 16/2010).

Geomantie (Geh! Oh! Mann! und Tie wie „Tea for two“) ist die Kunst und Wissenschaft, einen Fleck Erde vom anderen zu unterscheiden, allein aufgrund des persönlichen Eindrucks, den man von ihm hat – mäßig unterstützt durch Felsen, Himbeerhecken, zufällig auftretende Wasserfälle, aber eher nicht (weil zu instabil) durch Steinpilze. Geomantie ist höchst nützlich. Ohne sie würden wir eine Alm in den Hohen Tauern mit dem Kurfürstendamm in Berlin verwechseln und fänden nie mehr nach Hause. Ähnlich wie ein Navi also – nur ohne Navi. Weshalb nicht leicht zu verstehen ist, warum jemand Geld dafür ausgibt.

Das Wort „Geomantie“ ist zusammengesetzt aus der Vorsilbe Ge-, die für mangelnde Vertrauenswürdigkeit steht, wie in Ge-sindel, Ge-fasel, Hirn-Ge-spinst (vergleiche auch den österreichischen Ausruf: „Na geh!“), und dem griechischen *mántis*, das „Fangheuschrecke“ bedeutet. Manche wollen das Hinterteil des Wortes auch von „Mantel“ (lat. *mantellus*) ableiten, wegen des wissenschaftlichen Mäntelchens, das sich Radi-Ästheten (bayrische Landschaftsgärtner, die besonders schöne Rettiche züchten) und andere kleine Voldemorts gerne umhängen.

Geomantie offeriert uns feinsinnige Gründe dafür, daß man ein neues Haus oft auf dem Fundament eines alten baut, daß wir uns auf einer blühenden Bergwiese lieber niederlassen (Ausnahme: Heuschnupfen!) als im Wartezimmer beim Zahnarzt, daß es auf der Achterbahn aufregend ist und in der Kirche fad. Geomantie war schon alt, als die Urindogermanen noch auf Bäumen hausten; ihr hohes Alter teilt sie mit den Wissenschaften und Künsten des Kaffeesudlesens, Pferdestehlens und Geldfälschens.

Unsichtbarer Zwischenraum

Geomantie füllt den unsichtbaren Zwischenraum zwischen Irrsinn und Zurechnungsfähigkeit. Wenn fünfzehn Zeitgenossen durch den Stadtpark traben, als liefen sie einem unsichtbaren Hund nach, tippt sich mancher vor die Stirn. Wenn sie die Auskunft geben: „Wir sind GeomantInnen und folgen einem Energiestrom“, sagt ein Großteil der Passanten „Ach so“ und hört auf, die Notrufnummer der Klapsmühle zu wählen.

Der unsichtbare Zwischenraum ist es auch, der Kunst von dem unterscheidet, was keine ist. Wenn ich irgendwo einen Steinbrocken hinlege und sage: „Ich bin Künstler, ich will das so“, sagen die Leute: „He, das kann ich auch! Dafür zahlen wir Steuern?“ Wenn ein Bildhauer im Qigong-Outfit sagt: „Ich lege diesen maskulinen Stein hier hin, weil mir meine introspektive Raumwahrnehmung sagt, daß sich genau hier zwei feminine Energieströmungen kreuzen und zu einem neutralen Energiefeld verdichten“, stammeln dieselben Leute ehrfürchtig „Oh“ und „Ah“ und zahlen Eintritt, um mit der Hand auf den Stein tappen zu dürfen. Man fühlt dabei ein merkwürdiges Kribbeln. Ui! Unter dem Stein ist ein hochenergetischer Ameisenhaufen.

Klar, man darf seine Kunst auf diese Art vermarkten. Höchstens fällt auf, daß die besten Künstler solche Maschen nicht brauchen. Als der chinesische Aktionist Ai Weiwei vorigen Sommer um 50000 € einen Felsblock von Sichuan auf den Dachstein schaffen ließ (wo doch schon genug Steine sind), tat er das, weil er es so wollte. Sollte er dabei „Feng Shui“ gesagt haben, hat er höchstens gemeint: „Der Wind ist feucht heute.“

Wissenschaftlich

Solange es um Kunst geht, darf man natürlich auch wohldefinierte physikalische Begriffe („Energie“, „Feld“, „Strom“, „Resonanz“, „Atmosphäre“) in übertragenem Sinn für Beliebiges verwenden – auch für intuitiv Gefühltes, das sich mit dem Verstand nicht greifen läßt, denn dazu sind Metaphern da. Man kann ruhig erzählen, die Erde sei, außer Planet und geologische Wirklichkeit, auch noch ein großes Lebewesen: mit Händen, Atmung, Blutkreislauf, Schamhaaren und meinetwegen Tentakeln an den Ohren. Originell ist es nicht, Erdgöttinnen sind so alt wie die Menschheit. Aber es gibt ja außer der künstlerischen Freiheit noch therapeutische Zwecke, und die heiligen die Mittel. Wenn man z. B. einen Yuppie ohne Krawatte, Laptop und Handy an ein Flußufer setzt und ihm sagt: „Denk an gar nichts – hör einfach dem Plätschern zu“, tut ihm das wahrscheinlich gut. Er ist reich und kann sich's leisten. Und in seinem Terminkalender steht das seriöse Wort „Geomantik-Seminar“.

Überhaupt darf jeder an das glauben, was ihm guttut. Man hat uns ja gesagt, daß „eine gewisse Bereitschaft zur Öffnung […] zur Voraussetzung“ für die Geomanterei gehört; mit anderen Worten, sie ist nur für Leute real, die sie mögen. – Wie bitte? „Wissenschaftlich nachgewiesen“? Wer behauptet sowas?

Wissenschaftlich?

Erwin Frohmann, Professor für Landschaftsarchitektur an der Wiener Universität für Bodenkultur (Boku), ließe sich niemals mit einer Wünschelrute in der Hand erwischen. Klar: Rutengänger und Pendler (die sich auch gern „Geomanten“ nennen) wurden schon tausendmal wissenschaftlich getestet und versagen immer. Er macht auch ausdrücklich nicht Feng Shui (was gerne mit „Geomantie“ übersetzt wird); er benutzt weder Sojasoße noch Stäbchen. Er verwendet eine Maschine namens „Heartman“, die „eine Art EKG“ aufzeichnet. (Eine Art? Und was genau? Erinnert das nicht ein klein wenig an Scientology? Ich hoffe nur, er hat das Gerät mit privatem Geld gekauft und nicht vom Boku-Budget.) Findet er mit dem Ding wenigstens Gold oder so? Zuviel verlangt. Er hat „wissenschaftlich nachgewiesen“, daß Menschen in einem stillen Wäldchen um sechs Herzschläge pro Minute ruhiger sind als neben einem tosenden, kühle Tröpfchen versprühenden Wasserfall. Überraschung! Nächstens wird er noch beweisen, daß man bei Grillenzirpen im Wochenendhaus besser schläft als bei Techno-Gedröhne in der Disco.

Wenn man einen Wünschelrutengänger in den Wasserfall scheucht, registrieren seine Nerven Kälte und Nässe, er regt sich auf und zittert, und dann wedelt die Rute. Jeder Ausschlag radiästhetischer Instrumente kommt letztlich vom Nervensystem – demgemäß wirkt „Heartman“ statt Pendel (und „Energieströme“ statt „Erdstrahlen“) ein bißchen wie des Kaisers neue Kleider. Nun ist ein nackter Kaiser immer noch besser als nichts. Was aber, wenn es gar keinen Kaiser gibt?

Wissenschaftlich!

Mit ein, zwei gut geplanten Doppelblindversuchen ließe sich leicht feststellen, ob die Wissenschaft „Frohmannsche Geomantie“ überhaupt ein Phänomen zu untersuchen hat. Und das sollte man tun, ehe man das Wort „wissenschaftlich nachgewiesen“ auch nur mit der Feuerzange anrührt. Zum Beispiel so:

1. Frohmann bezeichnet mittels beliebiger Technik eine etwa 1 Quadratmeter große Stelle, die sich nicht zu augenfällig von der umgebenden Landschaft abhebt (z. B. nicht der einzige Baum auf einem Hektar Wiese, oder der einzige Wasserfall weit und breit). Er beschreibt spezifische Reaktionen, die eine ihm genehme Versuchsperson an diesem Punkt zeigt; am besten meßbare physische (z. B. Steigen/Sinken der Puls- oder Atemfrequenz), eventuell auch subjektive, sofern sie klar benennbar sind (Kribbeln, mulmiges Gefühl im Bauch, Müdigkeit etc.). Danach wird ein Quadrat von 10x10 m abgesteckt, das den „besonderen“ Punkt enthält. Jemand, der den Punkt nicht kennt, schreitet mit einer ebenfalls uninformierten Versuchsperson das Areal ab und bezeichnet anhand der beschriebenen Reaktion seinerseits einen Punkt. Weitere Personenpaare wiederholen das (alles ohne Informationsaustausch). Die Wahrscheinlichkeit, daß 4 Menschen zufällig den „richtigen“ von 100 Quadratmetern finden, ist 0,00000001 – man käme also sehr schnell zu einer hochsignifikanten Übereinstimmung. Oder auch nicht.

2. Frohmann protokolliert möglichst exakt die Reaktionen eines Geomanten, der auf einem bestimmten – diesmal beliebig markanten – Punkt der Erde sitzt. Davon wird das abgezogen, was nach Auskunft kompetenter Mediziner aus banalen Ursachen (Temperatur, Geräuschpegel, Luftdruck, Hunger, Durst, eingeschlafene Füße nach fünfstündigem Sitzen etc.) ohnehin zu erwarten ist. Sollte etwas übrigbleiben, nennen wir es die „geomantische“ Reaktion. (Ich wäre neugierig, wie die aussieht!) Ahnungslose Versuchskaninchen werden anschließend einzeln auf denselben Punkt gesetzt, und ein neutraler Beobachter zeichnet jede Empfindung auf, die sie äußern. Die „geomantische“ sollte doch fast bei jedem dabei sein. Oder?

Grenzspezifische Dingswahrnehmung

Signifikante Ergebnisse solcher Versuche könnte man ruhig auch in einer Fachzeitschrift für Medizin veröffentlichen, statt in der „Schweizerischen Zeitschrift für Forstwesen“. Da würde es gar nichts machen, daß Frohmann nicht Mediziner ist, sondern Psychologe. Ach nein, ist er ja nicht, sondern Geologe. Auch nicht? Biologe? Physiker? Nö. Sozio- oder Ethnologe, wo er doch „sozialwissenschaftliche Zugänge“ (welche, wie?) verwendet? Nein. Landvermesser, Agronom, Ökologe? Hol's die Gaia! Irgendwas muß er doch – ah ja, Landschaftsarchitekt. Wie wär's, er befolgte zur Abwechslung mal das protokeltische Sprichwort vom Schuster und seinem Leisten und betriebe, äh, Landschaftsarchitektur? – Tut er ohnehin, Geomantie ist nur sein Hobby? Freut mich zu hören. Könnte ich dann bitte mit einem Profi sprechen?

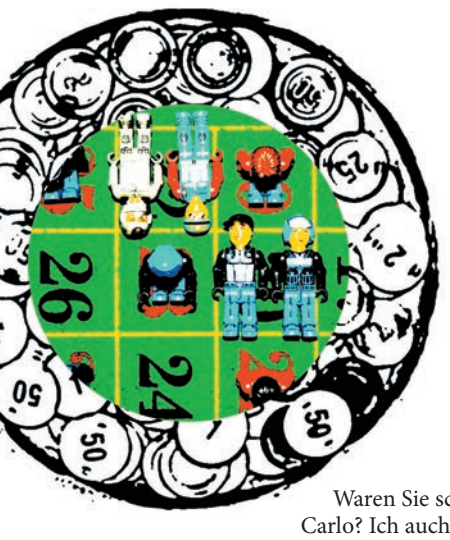
Macht ja nichts. Wen kümmern schon Fachgrenzen. In der Mittelschule war uns klar, daß man von der Englischlehrerin nicht zu viel Gewandtheit im Integralrechnen erwarten sollte und umgekehrt, aber an der Boku ist es sicher anders. Professor ist Professor, jedenfalls vom Forstwesen aus gesehen. Ebenso im Café und Frisiersalon, wo man zwischen Mélange und Dauerwelle die neueste Belletristik aus der Eso-Ecke bespricht. Übrigens, nichts gegen Belletristik. Nur muß auch draufstehen, daß es welche ist. Windeier zu verkaufen ist doch ein ganz klein wenig unredlich.

Text und Fotos: caru

EMPFEHLUNGEN:

Gutes Buch: Martin Lambeck, *Irrt die Physik? Über alternative Medizin und Esoterik*, C. H. Beck 2003.

Website: http://bamberg.gwup.org/projekte/geokomiker/index.html



DER ZUFALL WOHNT IN MONTE CARLO

Warum es den Zufall gar nicht gibt und Monte Carlo vielleicht ein ebenso verlogenes Konstrukt ist wie die gleichnamige Simulation, die uns die Finanzkrise beschert hat.

Waren Sie schon einmal in Monte Carlo? Ich auch nicht. Ehrlich gesagt, kenne ich auch niemanden, der schon dort war, und diejenigen, die es behaupten, sind meistens ohnehin eingebildete und oberflächliche Schnösel, die ihre Großmutter verkaufen würden, nur um eine tolle „Story" an den Mann zu bringen oder sich ein wenig Ruhm von irgendwo abzuschneiden. Nach diesem einleitenden Geplänkel muss ich Sie aber warnen: Dieser Artikel wird Ihnen Zusammenhänge enthüllen, die Ihr Weltbild in seinen Grundfesten erschüttern werden. Vor Kurzem kam mir, wie zufällig, der Gedanke: Den Zufall gibt es gar nicht. Er ist höchstwahrscheinlich ein Konstrukt, das, wie sollte es anders sein, dazu dient, die Welt zu beherrschen, und wie immer ist es eine kleine elitäre Gruppe, die die Fäden in der Hand hält und uns alle Tag für Tag für blöd verkauft. Wie das geschieht und warum das Ganze eng mit der Finanzmathematik verwoben ist, dazu später, zunächst wollen wir den Begriff einmal kritisch betrachten, um seine Unsinnigkeit zu entlarven.

Zufallsbekanntschaften

Sind Sie schon einmal jemandem zufällig begegnet oder haben Sie eine Zufallsbekanntschaft gemacht und diese dann am Ende sogar geheiratet? Wie romantisch! Doch wie definieren Sie eigentlich eine Zufallsbekanntschaft? Ein ehemaliger Klassenkollege ist natürlich keine Zufallsbekanntschaft, man hat sich ja in einem klar definierten Kontext kennengelernt. Geschwister natürlich auch nicht und Arbeitskollegen? Warum aber nicht? Bei der Fortpflanzung ist der Zufall doch das entscheidende Prinzip und dass Ihre Schwester gerade diejenige ist, die sie ist, kann auf eine unglaubliche Folge von Zufällen zurückgeführt werden. Fragen Sie einen Genetiker. War die Zusammensetzung Ihrer Volksschulklasse bereits seit Menschengedenken festgelegt oder war da nicht ebenfalls eine Kette von Zufällen im Spiel und wie sind Sie zu Ihrem Arbeitsplatz gekommen? Alles hätte ganz anders kommen können und Sie könnten sich jetzt ganz woanders befinden. Ihre ganze jetzige Situation ist auf eine Kette von Zufällen zurückzuführen und selbst Ihre Geburt ist in Wahrheit ein beinahe unmögliches Ereignis, das Sie allein dem Zufall verdanken. Was aber zeichnet die oben genannten Zufallsbekanntschaften aus? Bei genauer Betrachtung also nichts. Und doch scheinen uns manche Dinge zufälliger als andere. „Manipulation", schreit der gelernte Verschwörungstheoretiker und er hat Recht. Um das zu beweisen, betrachten wir die historische Entwicklung des Begriffes.

Fatum

Wie alt ist der Zufall? So alt wie das Universum selbst, behaupten die Quantenphysiker und dererlei Gestalten. Doch wer waren und sind denn die Vorreiter der Wissenschaft und jene klugen Köpfe, die uns die Welt in ganz neuem Licht präsentieren, die unsere alltägliche Wahrnehmung für falsch erklären und eine ganz neue Sicht der Dinge unter das Volk bringen wollen? Woher kommt das Geld, mit dem sie ihre Forschungsprojekte finanzieren, und wer zieht die Fäden, wenn es darum geht, wer wo wann was veröffentlichen darf und wie renommiert das Magazin ist, in dem die angeblich bahnbrechenden Erkenntnisse stehen? Wer den Universitätsbetrieb nur ein wenig kennt, der wird kaum anders können, als zuzustimmen, wenn der Begriff „verschworene Elite" hier fallen muss. Doch zurück zum Zufall. Es ist nicht lange her, da gab es den gar nicht. Alles war Fatum, vorbestimmt, in einem großen Buch seit Anbeginn der Welt niedergeschrieben von Gott oder einem sonstigen Übervater, dem Schicksal, der Vorsehung oder wie auch immer man es nennen will, man musste damit leben. Diejenigen, die dies bezweifelten, ereilte ihr Schicksal meist früher, als sie genügend Zufallsbekanntschaften machen konnten, die sich für sie eingesetzt hätten. So nahm die Welt ihren Lauf. „Alles Lüge", schreien die heutigen Skeptiker und Skeptiker zu sein ist in! Das alles diente nur dazu, die einfachen Leute ruhig zu halten und einige wenige an der Macht. Der Zufall hat uns befreit, der freie Wille macht es möglich. Heute wissen wir, dass jeder seines Glückes Schmied ist, und kaufen freudig all die neuen, schönen Produkte, die unser Leben erst lebenswert machen.

Monte Carlo

Der Zufall regiert also die Welt und mit ihm selbstverständlich das Geld. Nicht nur im Casino (wo steht das berühmteste? Zufall?), natürlich auch an den Börsen. Doch wir können ihn beherrschen, das war lange Zeit die verbreitete Meinung und das Instrument dazu wurde von Stanislaw Ulam und John von Neumann im Jahre 1946 entwickelt: die Monte Carlo Simulation. Im besagten Jahr befanden sich Ulam und von Neumann in Los Alamos und arbeiteten am Manhattan Projekt. Neumann war ein ungarischer Adeliger jüdischer Abstammung (brauchen Sie noch mehr?). Die beiden entwickelten ein Verfahren, mit dem man unbekannte Ereignisse anhand von zufällig generierten Zahlenfolgen beschreiben kann. Zunächst für physikalische Anwendungen entwickelt (natürlich die Atombombe), fand das Verfahren bald großen Anklang in der Finanzwelt und ist heute eine Standardmethode, wenn es darum geht, das Risiko von Investitionen zu berechnen. Ein herrlich folgerichtiges Verfahren. Man gibt gewisse Erwartungswerte und Varianzen an, dazu die (meist historisch berechneten) Korrelationen und der Computer berechnet eine riesige Anzahl von Zufallszahlen, die Prognosen über die Zukunft zulassen. Das ist objektiv, da nach dem Gesetz der großen Zahlen zufällige Experimente bei wiederholter Durchführung immer einem eindeutigen Wert zustreben. Damit lassen sich nun Prognosen über alle möglichen Instrumente machen, auch nicht standardisierte und exotische Finanzinstrumente können nun beherrscht werden. Strukturierte Produkte. Klingelt es da nicht? Genau, die Ursache der Finanzkrise, die Millionen kleiner Anleger um ihre Ersparnisse gebracht hat. Wo ist das Geld hin? Natürlich liegt es nun sicher in den Taschen einiger weniger, die sich über die Dummheit der Leute kranklachen, höchstwahrscheinlich in Monaco. Zufall?

Zufallsgeneratoren

„Gott würfelt nicht", sagte Einstein. Doch Würfeln wäre noch ein Segen. Für eine Monte Carlo Simulation braucht man so viele Zufallszahlen, dass dem mit Würfeln nicht beizukommen ist. Kein Problem, wir haben Zufallsgeneratoren. Doch die sind selbstverständlich ein Schwindel! Wie soll denn eine so exakt arbeitende und logisch konstruierte Maschine wie ein Computer zufällige Ereignisse generieren können. In Fachkreisen werden Zufallsgeneratoren und Zufallszahlen auch richtigerweise Pseudo-Zufallsgeneratoren und -Zahlen genannt, denn ein Zufallsgenerator ist ein exakter mathematischer Algorithmus, der immer dieselben Zahlen produziert, sofern von derselben Basis ausgegangen wird. Chaostheorie hin und her. Das Chaos und der Computer mögen viel gemein haben, doch das liegt an den Unzulänglichkeiten der Programmierer von Anwendungen und dem „User" selbst. Der Zufallsgenerator ist absolut deterministisch. Wie viele Anbieter von Computerbetriebssystemen kennen Sie und wie viele Programmiersprachen gelten als Standard für finanzmathematische Berechnungen? Nun, die Anzahl hat sicher nichts mit der Menge an Simulationen zu tun, die für eine brauchbare Monte Carlo Simulation notwendig sind … Zufall?

Zufälliges Schicksal

Geld regiert die Welt, doch glücklicherweise wird es nach dem Zufallsprinzip verteilt. Haben Sie jedoch leider nicht so viel Geld wie manch andere? Da ist sicher nur der Zufall schuld. Damit lässt sich natürlich leben. Es hätten auch Sie sein können, doch zufällig sind es immer andere. Doch den Zufall kann man eben nicht beherrschen, daher fügt man sich gerne in sein Schicksal, vielleicht sind einmal Sie der Erwählte. Lassen Sie sich nicht verschaukeln. Den Zufall gibt es gar nicht, zumindest nicht in der Form, wie er uns präsentiert wird. Die Unsinnigkeit des Alltagsbegriffes steht in gar keiner Relation dazu, wie er benutzt wird, um ahnungslosen Leuten ihr Geld aus der Tasche zu ziehen. Der Zufallskult ist genialer und gleichzeitig teuflischer als jeder bisherige religiöse Wahn. Jeder hat dieselben Chancen und der Zufall entscheidet. Glauben Sie das wirklich? Keine andere Erfindung einer hinterhältigen Elite war bisher so erfolgreich und kam gleichzeitig so harmlos daher wie das Prinzip Zufall. Diejenigen, die den Zufall beherrschen und lenken (und es sich in Monte Carlo gemütlich machen), können die Welt aus den Angeln heben und alle nehmen es demütig hin, als wäre es ihr Schicksal. Selbst so harmlos wirkende Zeitschriften wie *der Bagger* sind bereits infiltriert, wie Sie unschwer feststellen können, wenn Sie sich durch den restlichen Inhalt buddeln, und die Redaktion lebt in Saus und Braus auf Ihre Kosten. Lassen Sie sich nicht auf die Schaufel nehmen und geben Sie sich nicht mit dem zufrieden, was Ihnen anscheinend gerade zufällt.

Text: clr
Illustration: bf

sachen, die es besser nie geben sollte.

PRÄZENSION

Diesmal: Ironie des Schicksals

Wie wäre es, wenn alles, wirklich *alles* vorherbestimmt wäre? Herrlich. Die entbehrliche Zeit für langwierige pro-und-contra-Abwägungen bezüglich Eissorten oder Stimmzettel könnte sinnvoller investiert werden. Es wäre auch deshalb eine unschätzbare Erleichterung, weil wir den für freie Individuen größten Ballast abwerfen könnten: *Verantwortung*. Wenn wir nicht selbst Herr oder Frau unseres Handelns sind und das Zepter abgeben, so liegt auch jegliche Schuld für etwaige kleine oder größere Vergehen nicht mehr in unserem Bereich. Wer die Verantwortung abgibt, kann eben nicht zur Rechenschaft gezogen werden: wie etwa der ORF bei Bild- und Tonausfällen, wenn es wieder heißt „der Fehler liegt nicht in unserem Bereich". Recht hat er! Dabei kommt es gar nicht auf die bestimmende Institution an. Egal, ob das Schicksal, Gott oder gar der Zufall den Ton (oder das Bild) angibt: *Wir* können nix mehr dafür. Dumm nur, dass wir uns in diesem Fall aber damit abfinden müssten, dass wir (wie immer) Erdbeereis und die Partei des kleinen Mannes wählen würden. Wir könnten ja nicht anders. Und damit sollen wir uns zufriedengeben? Nein, zumindest ein bisschen Freiheit wäre nicht schlecht. Denn wenn einem oder einer nichts anderes übrigbleibt, könnte man ja im Falle des Falles immerhin noch behaupten: „*Ich* habe es nicht gewollt …"

pro

OH NEIN! MEINE SCHLÜSSEL FLIEGEN

OJE, SCHLÜSSEL DRINNEN UND TÜRE GEZUFALLT

CHU CHU

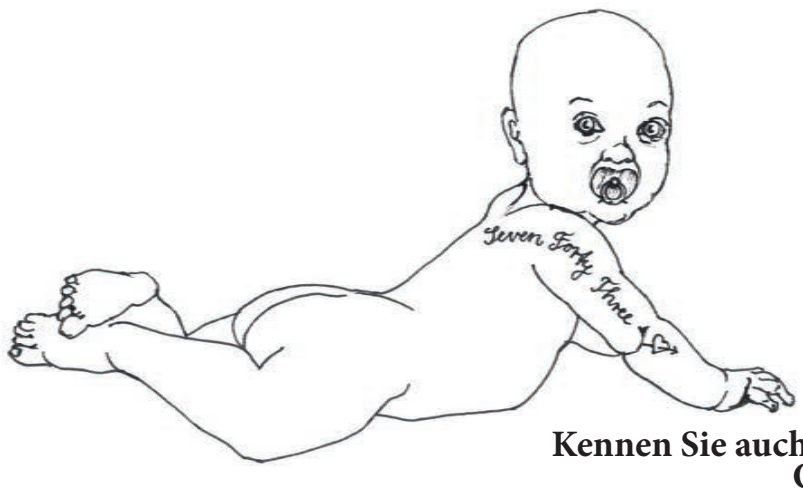
Oiseau de Verdure

DOMBE ESTA EL BAÑO

BOOE BOOE

WUARG!

AUA, VOLL AUSGERUTSCHT! DA HAT MICH DER AUFLAUF WOHL ZUFALL GEBRACHT...



17 VOR 8

**Kennen Sie auch wen, der in der gleichen Minute geboren ist wie Sie?
Oder wissen Sie die Minute gar nicht?**

Matt Rigby, Polizeikonstabler in der britischen Grafschaft Greater Manchester, und seine Lebensgefährtin Lowry Dairsley haben zwei Töchter: Ella, geboren am 10. Oktober 2005 um 7h 43, und Evie, geboren am 26. Dezember 2007 um 7h 43. Seit 20. Januar 2011 haben die Mädels ein Brüderchen namens Harrison – um wieviel Uhr kam der wohl zur Welt? Auch um 7h 43. Grund genug für den Vater, sich den Schriftzug „Seven Forty Three“ auf den Arm tätowieren zu lassen (tatsächlich tat er das schon nach Evies Geburt). Grund auch für britische und weltweite Medien, Schlagzeilen daraus zu machen. Babyfotos sind immer süß, und schließlich ist die Wahrscheinlichkeit für eine solche Übereinstimmung nur (wie es in allen Pressemeldungen hieß) „ungefähr 1 zu 300 Millionen“.
Echt? Wie haben die das ausgerechnet?

Der Tag hat 1440 Minuten. Evies Chance, in der gleichen Minute geboren zu werden wie Ella, war also 1/1440. Die Wahrscheinlichkeit, daß Harrison wiederum die gleiche Minute erwischte, war 1 zu 1440^2=2 073 600. Keine Rede von 300 Millionen. Ein Blick auf die offiziell eingetragenen Geburtszeiten der drei Kinder (abgedruckt in *The Sun*, 24. 1. 2011) zeigt außerdem, daß Ella im Gegensatz zu ihren Geschwistern um 19h 43 geboren wurde, sprich „7:43 p.m.“ – man hat mit einem 12-Stunden-Tag gerechnet, also nur mit 720 verschieden bezeichneten Minuten, demnach betrug die Wahrscheinlichkeit 1 zu 720^2=518 400. Da in Großbritannien über 1 Million Kinder pro Jahr geboren werden, könnte so etwas durchaus alle paar Jahre vorkommen (die Frage ist nur, wieviele britische Elternpaare überhaupt 3 oder mehr Kinder kriegen).
Vermutlich wurde übersehen, daß bei Ellas Geburt noch keine Zeitvorgabe galt. Die Wahrscheinlichkeit, daß alle drei Kinder um genau 7h 43 (a.m. oder p.m.) zur Welt kamen, war 1 zu 720^3=373 248 000 – dann waren die 300 Millionen großzügig abgerundet. Oder man ging doch von 24 Stunden aus: 1440^3=2 985 984 000, also knapp 3 Milliarden – dann hat jemand eine Null vergessen. Dann war die Wahrscheinlichkeit doch so gut wie beinah richtig, nur für das falsche Ereignis: 3 Kinder um Punkt 7h 43, statt in einer beliebigen gleichen Minute.

Diese Wahrscheinlichkeiten gelten natürlich nicht speziell für Geschwister, sondern für jede zufällig gewählte Gruppe von 3 Personen. Und sie gehen davon aus, daß Geburten gleichmäßig über den Tag verteilt sind. Chronobiologisch betrachtet stimmt das vielleicht nicht – angeblich häufen sie sich rund um 3h morgens. Erwartungshaltung als psychosomatischer Faktor und/oder individuelle Tagesrhythmen (etwa bezogen auf schwankende Hormonkonzentrationen im Blut) könnten außerdem bewirken, daß ein und dieselbe Mutter ihre Kinder tendenziell innerhalb eines Zeitfensters gebiert, das deutlich kleiner ist als 24 Stunden. Lowry Dairsleys Beispiel – mit einer Schwankungsbreite von 12 Stunden! – spricht allerdings eher dagegen.
Andererseits dauert eine Geburt nicht eine Minute, sondern gut 8 Stunden, manchmal gar 15 oder 20. Wann gilt das Kind eigentlich als geboren? Wenn sein Kopf sichtbar wird? Wenn es ganz außerhalb des Mutterleibs ist? Zur Rechtsperson wird es (in Österreich und Deutschland) mit dem Einsetzen der Eröffnungswehen. Als Geburtszeit notiert wird meist die Uhrzeit der Abnabelung. Wann die Nabelschnur durchtrennt wird – sofort nach der Entbindung oder etwa erst nach dem Ausstoßen der Plazenta, was eine gute Viertelstunde später sein kann –, liegt aber im Ermessen der Geburtshelfer. Hier konnte also informiertes Klinikpersonal (alle drei Kinder kamen, scheint es, in derselben Klinik zur Welt) den Zufall leicht um ein paar Minuten auf- oder abwärts pushen, ohne auch nur beim Eintragen schummeln zu müssen.

Diese Journalisten! Ist es denn bemerkenswert, wenn ein unwahrscheinliches Ereignis alle Jubeljahre einmal vorkommt? Eine Sensation wäre, wenn etwas, das nur einmal in 3000 Jahren passieren sollte, plötzlich jeden zweiten Mittwoch geschähe. Warum dann überhaupt Wahrscheinlichkeiten angeben, wenn man sie nicht einmal richtig ausrechnen kann?
Wenn Sie nächstens auf einer großen Party sind, wetten Sie doch mit jemandem um viel Geld, daß mindestens zwei der Anwesenden in der gleichen Minute (von 24 Stunden) geboren sind. Ab 45 Personen werden Sie mit größerer Wahrscheinlichkeit gewinnen als verlieren, und wenn 80-90 Leute da sind, ist die Wette schon fast unmoralisch. Aber Vorsicht: Nicht jeder kennt seine Geburtsminute. Auch heute noch gibt es Gegenden auf der Welt, wo sie gar nicht registriert wird. Dort wetten Sie besser auf übereinstimmende Geburtsdaten (ohne Jahreszahl, dafür einschließlich 29. Februar) – das beginnt sich ab 23 Personen auszuzahlen, und bei 50 können Sie kaum noch verlieren.
Ansonsten können Sie aus Geburtszeiten höchstens Kapital schlagen, wenn Sie Rechtsanwalt für strittige Erbfälle sind. Oder Astrologe.

Tex: caru
Illustration: amm

damit sie über sich bescheid wissen

TEST

der beste aller möglichen

Dies ist der beste aller möglichen Tests. Die Wahrscheinlichkeit, daß Sie ihn aufschlagen, war verschwindend gering. Aber es ist passiert. Gibt Ihnen das nicht zu denken? Und jetzt wollen Sie auch noch originell sein und die Antworten nach dem Zufallssystem ankreuzen. Nur zu. Sie werden sehen, was Sie davon haben. In diesem besten aller möglichen Tests ist alles einkalkuliert.

1. Glauben Sie eigentlich an Zufall?
a) Ich glaube vor allem an mich.
b) Nein, hinter allem steckt – etwas. Oder jemand.
c) Ja.

2. Sie setzen im Lotto die Zahlen 14, 6, 28 und 17 und gewinnen 1 462 817 €.
a) Natürlich: der 14. 6. ist mein Geburtstag, da werde ich 28, und ich wohne auf Hausnummer 17. Konnte nicht schiefgehen.
b) Das Universum/Gott/die Weltfinanz/die örtliche Freimaurerloge hat gewußt, daß ich Geld brauche.
c) Zufall.

3. Ein Zauberer läßt Sie eine Karte ziehen; es ist die Pik 7. Er streift den Ärmel hoch; er hat ein Pik-7-Tattoo auf dem linken Unterarm.
a) Ich ahne einfach alles.
b) Guter Trick.
c) Zufall.

4. Sie denken, ohne zu wissen warum, an den Namen „Andrzej Maliszewski“. Das Telefon läutet; es ist Ihr flüchtiger Bekannter von der letzten Polenreise, Andrzej Maliszewski.
a) Telepathie; ich hab's vorausgeahnt.
b) Telepathie; er hat mir den Anruf angekündigt.
c) Zufall.

5. In einer Talkshow tritt ein Voodoo-Hexer auf. Er löscht eine Lampe. Im selben Moment geht Ihr Fernseher kaputt und löst den FI-Schalter aus; die ganze Wohnung ist finster.
a) Selber schuld, was schaue ich mir solche Sendungen an.
b) Wenn ich den Hexer erwische!
c) Zufall. Und der Fernseher war schon alt.

6. Genau da, wo Sie sich in die Wiese setzen, ist eine Ameisenstraße.
a) Ich habe mir unbewußt diese Stelle ausgesucht – in meinem vorigen Leben war ich eine Ameise.
b) Die Viecher machen das mit Absicht, weil sie mich hassen.
c) Zufall. Äh… wo sind in dieser Wiese keine Ameisenstraßen?

7. Sie schütten Kaffee übers Tischtuch. Der Fleck hat die Form eines Kopffüßers mit drei Beinen, Glubschaugen und Fühlern.
a) Ich habe ein Kunstwerk geschaffen!
b) Eine Botschaft von den Aliens!
c) Zufall.

8. Hoppla – nach der vorigen Frage haben Sie jetzt wirklich Ihren Kaffee ausgeschüttet.
a) Ich mache den Test eben gewissenhaft.
b) Das haben Sie mir eingeredet! Ich sollte Ihnen die Reinigungsrechnung schicken.
c) Zufall (ich hätte den Kaffee sowieso ausgeschüttet).

9. Der Test ergibt, daß Sie ein komplettes Ei sind. Woran liegt das?
a) An mir – ich Ei, ich.
b) An *caru*, dem Testmacher. Der ist boshaft.
c) Zufall.

10. Wie finden Sie jetzt zur Auswertung?
a) Ich lese aufmerksam den ganzen Bagger. Dann taucht sie schon auf.
b) Ich schlage vertrauensvoll Seite 15 auf.
c) Durch zufälliges Blättern.

caru

REDAKTIONELLES

KONTAKTIEREN!

Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen.
Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Möglichkeit, Stellung zu nehmen, gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

ABONNIEREN!

Ab 15 Euro bekommen Sie ein ganzes Jahr alle Ausgaben – vier nämlich – druckfrisch nach Hause zugestellt.

Entweder über unsere Homepage Kontakt aufnehmen (www.derbagger.org/abo) oder einfach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck (oder per E-Mail an redaktion@derbagger.org) Name und Zustelladresse angeben.

Verein für Diversität in der Medienlandschaft
Jörgerstraße 35/4, 1170 Wien

Konto-Nr.: 289 147 43 800 BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800 BIC: GIBAATWW

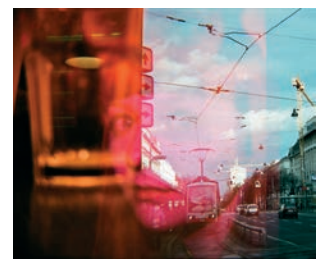
PARTIZIPIEREN!

Der Bagger freut sich über neue MitarbeiterInnen. Was wir konkret brauchen können, findet sich stets aktuell gehalten auf:
www.derbagger.org/mach_mit.

INSERIEREN!

Auch in der nächsten Ausgabe können Sie ein Werbeinserat im Bagger schalten. Informationen dazu finden Sie hier: www.derbagger.org/inserat.

Für Rückfragen sind wir unter redaktion@derbagger.org selbstverständlich jederzeit erreichbar.



DIE WELT IM SCHNAPPSCHUSS

… und das Geschäft mit dem Zufall

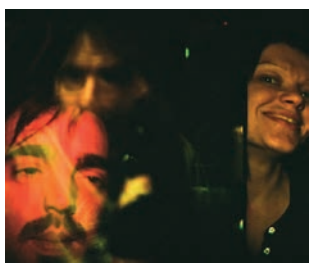
„Dedicated to the plastic heart, analog soul, grand history and bright future of the Diana, Diana&3 and Diana F&3 cameras."

Dieser Artikel ist ein Text voll von Widersprüchen. Wie bei einem mehrfach belichteten Bild überlagern sich die Meinungen und die Interpretation liegt im Augenblick der Betrachtung. Es ist die Geschichte eines Selbstversuchs. Des Versuchs, sich nicht von einer Marketingstrategie manipulieren zu lassen, indem man sie kritisch hinterfrägt. Und die Geschichte eines ambivalenten Scheiterns.

Am Anfang stand da ein quaderförmiges Paket und darin zum Vorschein kam eine Diana F+ von Lomography, ihres Zeichens eine Reinkarnation eines Kultgegenstandes, der erstmals Mitte der 1960er auf den Märkten auftauchte: eine 120mm-Mittelformat-Kamera aus 100%-Federleicht-Vollplastik. Vor allem das (Anti-)Gewicht wurde sofort zum springenden Pluspunkt, zumal ich mit meiner Vollblut-Analogkonica und ihren gefühlten fünf Kilo im Schlepptau bereits bis ans Ende der Welt gereist bin.

Lady D. und das Hipstertum

Alles begann also unter dem Weihnachtsbaum und nun – zwei Monate später – muss ich mich dabei ertappen, sogar das Schreiben dieses Artikels zu unterbrechen, um meine Kaffeetasse abzulichten. Nicht dass ich das nicht auch schon mit meiner Konica gemacht hätte (don't ask!), aber das wirklich Schlimme daran ist, dass in dem mitgelieferten Buch *Diana F+ - More True Tales & Short Stories* der Archetyp des „Lomographers" genau so beschrieben wird: als jemand, die oder der im Asiarestaurant nichts Besseres zu tun hat, als ihre oder seine Stäbchen zu fotografieren. Hier fängt für mich das Problem an: Ganz abgesehen davon, dass ich nun mal nicht gerne zu den Archetypinnen gehöre, so ist es der „Lomography-Society" offenkundig ein Anliegen, ihre KundInnen in einer künstlichen Zielgruppe auszumachen, die sich über ihre Extravaganz und Kreativität auszeichnet. Prinzipiell liegt dem eine eher ehrenwerte Motivation zugrunde, nämlich jene, die kreativen Potentiale einer heterogenen Masse zu entfesseln und die Welt fortan in einem Archiv der Schnappschüsse zu dokumentieren (das Archiv wächst minütlich und wird aus der ganzen Welt gespeist: http://www.lomography.com/photos).



Was mich daran stört, ist wohl diese Determination der Zielgruppe, die entgegen der Heterogenität geht: also, dass nur eine Lomo einen Menschen zu jemandem machen kann, die oder der das Esswerkzeug in einem Restaurant ablichtet. Kaum bekommt man eine Vollplastiklomo zwischen die Finger, fängt man also an, kreativ zu sein? Ich bin mehr der Ansicht, dass die Lomo von jenen gerne gebraucht wird, die sich sowieso bereits zu den Fotomaniacs zählen – und dass es auf der anderen Seite auch viele gibt, die sich davon distanzieren, mit einem solchen Gerät offen rumzulaufen, um eben nicht als Teil dieser furchtbar-fruchtbar-kreativen Hipsterzielgruppe zu gelten.

Der Lomo-Kult

Die Produktion der Original-Diana – ursprünglich und außerdem erstmals in China hergestellt, um einfache 120mm-Analogfotografie zu ermöglichen – fand schon ein paar Jahre nach ihrem Beginn ein Ende, da die aufkommenden 35mm-Filme das Mittelformat vom Markt drängten. Richtigen Kultstatus erhielt die Kamera so erst, als sie – bereits verstaubend im Ramschladen – von Undergroundhipstern der ersten Generation entdeckt wurde (gemeint ist die Zeit, da Subkultur noch kein Synonym für Mainstream war – also Mitte der 1970er). Offensichtlich konnten sie mit diesem Werkzeug die Wirklichkeit derart verzerrt und übersteigert abbilden, wie es ihrer Weltanschauung entsprach. Einige verwendeten die Diana (oder eine ihrer unzähligen Nachahmungen) auch als Mittel zur Pressefotografie, sogar der Pabst wurde so abgelichtet (von Mark Sink, einem Fotografen aus dem Warhol-Dunstkreis, zumindest laut Interview im mitgelieferten Buch). Dieser Kultstatus führte natürlich dazu, dass der Preis der Kamera – die ja schon nicht mehr produziert wurde – auf den Märkten ums Hundertfache anstieg. Sozusagen bis Lomography kam, sie nachbaute und somit wieder einfacher zugänglich machte (man muss nicht mehr $150 zahlen, sondern nur mehr $100, kriegt dafür aber dann ein Gerät, das eigentlich noch mehr kann als ihr Original).

Lomography hat also den Zauber der Analogfotografie wiederentdeckt – in Zeiten, da die digitale Technik schon beinah jede Kompitenz des Analogen eliminiert hat. Mittlerweile fotografieren sowieso alle, sogar mit dem Mobiltelefon und überhaupt. Schnappschüsse gibt es bereits wie Sand am Meer, man nehme sich nur einen kurzen Augenblick, um sich vorzustellen, welche Mengen an Bildern im virtuellen Sozialnetz von Facebook im Umlauf sind. Jetzt ist Nostalgie gefragt – Lomo wirbt mit dem Glanz vergangener Tage und entwirft ein Spielzeug und mit dazu die passende Zielgruppe des retrobewussten Hipstertums, das als stilbewusstes Konsumpublikum bereit ist, fürs Retrofeeling zu zahlen, und zwar fleißig.

Aus der Hüfte schießen

Tatsächlich ist der Umgang mit dem Plastikspielzeug um vieles einfacher als mit der Analogkonica – wobei man sich hier auch schon durch jahrelange Konditionierung an die Handhabung des Oldschool-Schwergewichts gewöhnt hat, an die schönen, exakten Bildkompositionen, die damit möglich sind, die aber eine gewisse Routine des Ein- und Scharfstellprozederes erfordern, das bei der Diana wegfällt. Laut Lomography sollte man sich jedoch gar nicht zu lange mit der Einstellung aufhalten: Der Zufall ist, was zählt. Lomo sagt: „be fast", schieß aus der Hüfte – denk nicht nach, das Ergebnis siehst du hinterher. Dabei sei es nicht wichtig, zu wissen, was auf dem Bild eigentlich abgebildet ist (siehe Perlen der Weisheit aka die zehn Goldenen Regeln der Lomographie). Das macht das Fotografieren mit der Diana zu der spannenden Angelegenheit, die es sein soll. Bei den Preisen der Filme (pro 120mm-Exemplar können 12 oder 16 Fotos gemacht werden) und der Entwicklung wäre jedoch zumindest etwas Überlegung förderlich, zumindest für die Geldbörse.
Für mich ist Fotografie nichts anderes als die technische Entsprechung des Verlangens, die Zeit, diesen reißenden Strom, anzuhalten. Er muss gestoppt werden, weil er sonst alles unter sich begräbt. Es ist ein Greifen nach dem Moment, ein Wille, ihn festzunageln, um ihn genauer ansehen zu können (und ihn sodann immer wieder anders sehen zu können). Die druckhafte Überforderung der Zeit ist es, die Sekunde für Sekunde als Holzscheit in das Feuer wirft, das in uns als wütende Glut der Todesangst weiterglimmt. Es muss dieses Brennen sein, das uns auf die wahnwitzige Idee gebracht hat, einen Moment im Bild festzuhalten, hat es doch einfach keinen Raum, um ihn zu beherbergen, gibt es doch immer ein Dahinter, ein Daneben, ein Drunter und Drüber, die alle zur ganzen Einzigartigkeit einer Situation beitragen. Ein Glänzen, der Geruch, die Musik des Zufalls, der Einfall des Lichts, ein Augenblick. Und das ist er nun. Ein Moment so voll vom Wunder des Lebens, dass man glaubt, daran zu ersticken. Und das Verlangen, ihn festzuhalten – aus dieser Perspektive in seiner ganz einfachen Gegebenheit, mitunter in seiner Banalität, jetzt.

Lomography indes hat die Erfolgsstory schlechthin geschrieben, weil sie nicht nur schon reich wären, wenn sie nur die Hälfte für alles verlangen würden, sondern auch noch, weil sie es einem noch brühwarm mit einem Grinsen im Gesicht unter die Nase reiben – dass die Kamera ursprünglich nur $1 wert war. Diese offensichtliche Profitgier, die sich hinter einer zugegeben sehr ausgeklügelten und auch attraktiven Marketingstrategie verbirgt, nervt. Sie nervt so sehr, dass man einen Artikel darüber schreiben möchte. Einen Artikel, an dessen Ende dann doch das Eingeständnis steht, dass die offensichtliche Profitgier zwar nervt, jedoch die Freude an der Spielerei und der Überraschung beim Anblick der fertigen Fotos kaum schmälern kann. Never ever.

Text & Fotos: sto

10 GOLDEN RULES OF LOMOGRAPHY

(„… here are a few pearls of wisdom to guide you.")

- Take your camera everywhere you go
- Use it anytime, day and night
- Lomography is not an interference in your life, but a part of your life
- Try the shot from the hip
- Approach the objects of your Lomographic desire as closely as possible
- „Don't Think" (William Firebrace)
- Be fast (we can't stress that enough)
- You don't have to know beforehand what you've captured on film …
- … and you don't necessarily have to know it afterwards, either.
- Don't worry about any rules.

aus dem Buch: Diana F+. More True Tales & Short Stories. Published by the Lomographic Society International. Wien. 2007.
http://www.lomography.com

zwischenmenschliche enthüllungen

DAS MAURERDEKOLLETÉ

Wenn's nicht das wär', wär's nicht dasselbe

Hätte ich dich damals nicht getroffen, hätte ich wahrscheinlich früher oder später, an diesem Ort oder an einem anderen, jemand anderen getroffen. Der Andere wäre vielleicht ein schmucker, netter Kerl gewesen, der mir hin und wieder Blumen schenkt und gerne bis spät nachts sinniert (über alles oder nichts, in jedem Fall jedoch mit Blick aufs große Ganze). So hätte ich es mit dem Anderen wohl gut und gerne eine Zeit lang ausgehalten und anfangs mehr, dann später weniger, Bestimmung purem Zufall vorgezogen. Leider wäre es nicht lange gut gegangen (so wie es in den meisten Fällen doch nicht gut geht), sodass ich jenen unpassenden Anderen wohl bei sich bietender Gelegenheit gegen einen anderen Anderen getauscht hätte.
Zufällig wäre ich diesem wahrscheinlich gerade zu einer Zeit begegnet, in dem der Zufall, dem ich das Zusammentreffen mit dem einen Anderen verdankte, immer mehr den Charakter eines unglücklichen angenommen hätte. Zufällig wäre der andere Andere so erfrischend anders gewesen als der eine Andere, sodass ich es mit dem wohl gut und gerne eine Zeit lang ausgehalten hätte. Sei's, wie's sei, oder eben nicht. An dieser Stelle möchte ich die vielen kleinen, sich akkumulierenden Zufälle, die dazu geführt haben, dass ich dir letztendlich doch begegnet bin, lobend erwähnen und wink' im Vorbeigehen dem Schicksal zu, das wissend nickt: Um dich und mich wär' nämlich ewig schad gewesen.

bix

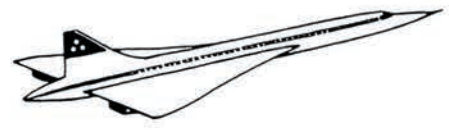
DER FALL DES SPERLINGS

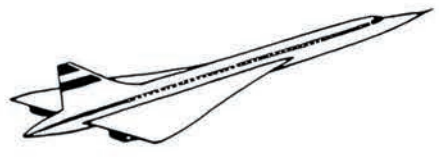
Werden wir geschöpft? Wenn nicht, wer kommt nach uns?
Das älteste bisher bekannte Gespräch zum Thema Intelligent Design, exklusiv von der Wanze.

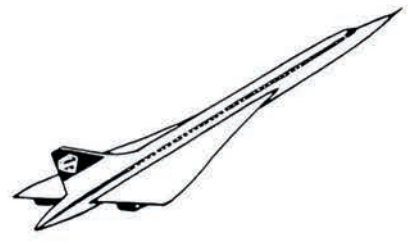
Anläßlich eines (leider nicht datierbaren) Ausflugs nach Helsingør verkroch sich unsere Wanze hinter dem Wandbehang eines Prunkzimmers in Schloß Kronborg. Zufällig unterhielt sich dort eben der dänische Kronprinz mit dem Hofkaplan Christoffer Skjøneborn, kurz Born genannt (bei Shakespeare tritt er namenlos auf, s. Hamlet V 1, 212-236).
Für seine Hilfe beim Entziffern des dänischen Originaltranskripts danken wir Isildur Smørrbrødsen aus Kopenhagen, argwöhnen allerdings, daß ihm dabei sein elfischer Humor näher am Herzen lag als strikte Texttreue.

Hamlet: Wie wollt Ihr erkennen, Herr Kaplan, was nach einem klugen Plan erdacht ist und was nicht? Bei meinem Schwert hat der Schmied gewiß nicht an ein Kruzifix gedacht, und doch, wenn man es umdreht –
Born: Selbst wenn es rostig im Felde läge, mein Prinz, kündet es in seiner Prägung den Namen des Schmiedes und zeugt von dessen Plan. Wieviel klarer zeugt davon ein weit größeres Meisterstück: der Mensch! Ließe einen auch die übrige Schöpfung kalt, über ihn könnte man nur staunen. Wie geadelt durch Vernunft, wie unbegrenzt an Fähigkeiten –
Hamlet: Und dennoch, was gilt mir diese Quintessenz von Staub? – In Wittenberg traf ich einen weitgereisten englischen Prediger, einen gewissen Darwkins. Wenn der von Schöpfung sprach, so meinte er einen kleinen warmen Teich, wo sich aus Schleim das erste Leben zusammengeballt hatte. Aus dem kroch vor undenklicher Zeit ein Molch ans Land; der, wie es zu gehen pflegt, hatte Nachkommen, so verschieden wie mein Vater und mein Onkel; jeder gedieh, wo ihn seine Umwelt am ehesten litt, Natur und Zufall wählten aus, wer zum Überleben hart oder listig genug war. So wurden aus Echsen und Kröten die Drachen der Vorzeit; als die ausstarben, ward eine bessere Ratte zur Stammmutter aller säugenden Tiere. Irgendwann kam unser Vetter Affe zum Vorschein, und schließlich wir. Wir sind die ersten Wesen, die wirklich nach klugem Plan züchten; wir fanden den Wolf und zogen aus ihm den Mops. – Die Myriaden von Jahren, die all das dauerte, mögt Ihr sechs Tage nennen; aber wen nennt Ihr Adam? Den Schleim, den Molch oder die Ratte?
Born: Nicht nur in Wittenberg, mein Prinz, nimmt heute keiner die sechs Tage mehr so wörtlich. Mit dem „Züchten", wie Ihr's nennt, hat es wohl seine Richtigkeit; nur irrt Ihr, wenn Ihr es dem Spiel von Zufall und Notwendigkeit zuschreibt. Der Schöpfer wirkt in den Dingen selbst und vollzieht seinen weisen Plan unaufhörlich –
Hamlet: Wie ein Uhrmacher, der ins Werk greift, Federn austauscht und den Rost abfeilt? Wie weise, wenn er irgendwo zwei Echsen sah und ihm einfiel: „Hei, von dir sollen die Krokodile abstammen, und von dir die Adler!"
Born: Nicht so, sondern wo immer ein neues Wesen zustande kommt, sind die äußeren Bedingungen nur stoffliche Voraussetzung dafür; die eigentliche Ursache ist der stets gegenwärtige göttliche Funke, Ihr mögt ihn Hand, Willen oder Plan des Schöpfers nennen. Nichts Neues ohne ihn; aber auch das Bestehende erhält er, so daß keine Kreatur aus dem Sein ins Nichts fällt. *(Dumpfer Schlag gegen die Fensterscheibe, Rascheln draußen.)*
Hamlet: *(öffnet das Fenster)* In diesem Fall hat er einen törichten Sperling, der unsre fein polierten Butzenscheiben für freie Luft hielt, aus dem Leben aufs marmorne Fensterbrett fallen lassen. Wozu hat er ihm erst diese feinen Flaumfedern gesponnen, das Schnäbelchen geschärft und die Krallchen zurechtgebogen? Die Katze holt ihn nicht mehr, sie will etwas Lebendes zum Spielen; er muß warten, bis die Fliegen ihn fressen. Wirklich, wenn hinter diesem Getriebe ein Plan lauert, scheint er beim ersten Blick verschwenderisch, beim zweiten grausam. Wieviel Samen verstreut der Löwenzahn, damit einer aufgeht und fünf Blätter für ein Karnickel wachsen, das dann der Wolf reißt? Wozu all die Drachen der Vorzeit schaffen und wieder umkommen lassen – damit wir Späteren über ihre Größe fabeln und rätseln können? Pfui! Die Welt ist nichts als ein ungejäteter Garten, wo alles ins Kraut schießt und von Nesseln und Disteln wuchert.
Born: Beruhigt Euch. Die Welt ist allein dadurch gut, daß sie ist; denn Sein ist besser als Nichtsein. Wäre sie schon vollkommen geschaffen, könnte sie höchstens gleich bleiben oder schlechter werden; so aber ist sie geschaffen, damit sie durch alle Veränderungen hindurch der Vollkommenheit zustrebe, worin jedes Teil den Punkt erreicht, an dem es nicht mehr anders gedacht werden könnte, als es ist –
Hamlet: Aristoteles.
Born: Thomas von Aquin sagt auch so.
Hamlet: War zur Vollkommenheit der Fall dieses Spätzchens nötig? Ich wollte noch lieber dem Pythagoras glauben, daß die Seele dieses Sperlings einst als Königin wiedergeboren werden kann.
Born: Ihr täuscht Euch, mein Prinz; die Seele ist allein dem vollkommensten Wesen gegeben, der Krone der Schöpfung, dem Menschen. Gewiß, wenn man den menschlichen Leib untersucht, so findet man in ihm die Seele nicht –
Hamlet: Und wenn ich den Spatzenleib untersuche, finde ich sie da auch nicht; so kann nach derselben Logik der Spatz eine Seele haben. Wenn Ihr zugebt, daß die Körper durch jenen Zuchtprozeß entstanden sind, den die Natur wie auch immer am Zügel führt – warum sollten nicht die Seelen ähnlich gewachsen sein, ohne deswegen aus Fleisch und Blut sein zu müssen? Und vielleicht sind sie das, da sie als Geister umhergehen –
Born: Und habt Ihr je den Geist eines Hasen oder einer Wachtel gesehen? Denkt edler von der Seele, die der Schöpfer dem ersten Ahnen des Menschen gab, dessen Eltern noch Tiere waren, und die er mit jeder menschlichen Geburt neu erschafft. Jede unserer Seelen ist von ihm gewollt; sie muß notwendig das Ziel der Schöpfung sein, denn allein um ihretwillen wurde der Schöpfer Mensch.
Hamlet: Irgendwo mag jetzt eine purpurne Ameise den schwarzen predigen: „Allein um unsretwillen ward der Schöpfer Ameise." Ist es nicht ganz menschlicher Hochmut, wenn ich mich als den Kern des Alls sehe, nur weil ich nicht aus meinem Gesichtskreis herauskann? Wahrhaftig, schon jetzt leben mehr Ratten als Menschen in Helsingør, und für jede Ratte tausende Motten und Schnaken! Recht betrachtet sind fast alle Wesen Kerbtiere. Die Ameisen sind so klug wie wir; sie haben Arbeiter und Könige, sie züchten Läuse, deren Milch sie trinken, und sie morden und brennen. Einst mögen wir verschwunden sein wie jene Drachen, und die Ameisen sind noch immer da. Könnten wir nicht, wie Schnepfen und Aale unsere Nahrung sind, bloß Nahrung für das Gewürm sein? Eine Made ist der einzig wahre König, wenn es ums Speisen geht; so wächst sie, bildet sich heran, und was ist ihre letzte Vollkommenheit? Ein Käfer.
Born: Mein Prinz, es so zu betrachten käme einer Abdankung der Vernunft gleich.
Hamlet: So nutze ich das Privileg des Irren: Einfälle auszuspinnen, die einem mit Eurer Vernunft nicht so leicht vonstatten gingen. Kennt Ihr denn die Vernunft so viel besser als die Seele des Sperlings? Ich sitze umso bequemer auf diesem kahlen Vorgebirge, das die Erde heißt, wenn ich bedenke, daß Kronborg nach dem Fall unseres Stammes ein Ameisenhaufen sein wird. Wir füttern die Maden; die Sonne, die doch auch edel ist, brütet sie geruhsam aus, und all die schweren Fragen – warum eines jungen Mädchens Verstand so hinfällig sei wie das Leben eines alten Mannes, oder warum Schlangen schlafende Fürsten im Garten beißen – scheinen daneben müßig. Und gewiß müssen die Tiere Seelen haben, Kaplan; wenn ich einst in Euren Himmel käme, wäre mir dort sehr langweilig ohne Jagdhunde, Rehe und Pfauen.
Born: Gegen das theologische Gewicht der Langeweile weiß ich wenig zu erwidern, mein Prinz.
Hamlet: Tröstet Euch; wenn Eure Scholastik dieses All nicht gut erklären kann, so mag es woanders ein anderes geben.
Born: Wie das, wo doch das All unendlich ist?
Hamlet: Jedes All wäre unendlich, denn jedes hat seinen eigenen Raum und eigene Zeit. Und sollte es unendlich viele davon geben, dann ließe sich sogar die Vollkommenheit der Schöpfung retten! Müßte dann doch alles Denkbare – ja schlechterdings alles, viel mehr, als wir Menschlein denken können! – in irgendeinem All der Fall sein. In einem davon wäre sogar dieser Sperling noch lebendig; und das zeugte, sicher zu Eurer Freude, von Gerechtigkeit und Güte. Weiß Gott! Der Schöpfer hätte am besten dran getan, jedes mögliche All auch wirklich zu schaffen – statt ein einziges, in dem fast alle Wesen ohne Seele zugrunde gehen und von den übrigen noch viele der Teufel holt.
Born: Wenn alles Erdenkliche aus schierer Notwendigkeit irgendwo geschieht, wo bleiben Gut und Böse?
Hamlet: Wo sie jetzt auch sind, in unseren Köpfen. Nichts ist gut oder schlimm, ehe wir ihm seinen Zweck und Wert zumessen; und der berechnet sich daraus, wohin der Zufall der Geburt uns gestellt hat. Ich könnte mein Leben lang in einer Nußschale stecken und mich König über einen unendlichen Raum dünken – solang ich keine Alpträume hätte.
Born: In diesem Sinne, mein Prinz, wünsche ich Euch fürderhin friedliche Ruhe und empfehle mich. *(Im Fortgehen:)* Ich sollte noch dem König des heutigen Umtrunks wegen ein wenig zureden; für einen Kelch Wein gäbe es doch passenderes Gewürz als eine Perle.
Hamlet: Tu das, wackerer Dominikaner; der Kelch gehört zu deinem Gewerbe. *(Pause.)*
Osric: *(tritt mit Kratzfuß ein)* Hoheit, man wartet im Thronsaal sehnlichst auf Euch. Ihr wißt, der freundschaftliche Fechtwettstreit mit Herrn Laertes –
Hamlet: – läßt sich leider weder aufschieben noch absagen, ich weiß. Man soll den Sperling auf dem Pult hier liegen lassen, ich wünsche später noch eingehender über ihn nachzudenken. *(Beide gehen. Man hat den Eindruck, daß sich der Sperling wieder aufrappelt.)*
Der Sperling: Tschirp! *(Er flattert etwas matt zum Fenster hinaus. Man hört das Geräusch sich kreuzender Klingen im Hintergrund.)*

Text: caru
Illustration: bf







DAS LACHEN DER VERNUNFT ÜBER DIE UNVERNUNFT

Gernhardts Gedichte

Robert Gernhardt zu lesen ist eine große Lust. Kaum ein Gedicht, das man nicht mit breitem Grinsen quittiert. An Lebensweisheit sind sie reich, die oftmals so leicht hingeschrieben wirkenden Verse des Deutsch-Balten Gernhardt. 1937 in Reval geboren, floh er im Krieg mit seiner Familie in den Westen, studierte in Stuttgart Malerei, lebte künftig in Frankfurt und zeichnete, malte, schrieb für satirische Magazine wie „Pardon“ und später „Titanic“. Ganz nebenbei erschienen viele Bücher – häufig selbst illustriert wie zum Beispiel „Reim und Zeit“. 1996 wurde er am Herzen operiert und ließ seine Leserschaft teilhaben am körperlichen Verfall, am krankheitsbedingten Gebrechen. Er fand Worte für sein oder gar „das“ Leid in Spitälern, für das, was ihn dorthin gebracht – die eigene Unvernunft, der Übermut dem Leben gegenüber. Daher scheint es nur folgerichtig, wenn er in seinen K(rebs)-Gedichten vor allzu großem Leichtsinn warnt und zur regelmäßigen Vorsorgeuntersuchung aufruft. Denn das Leben ist kurz und kostbar – Gernhardt rang dem Krebs noch vier Jahre ab, bevor er nach langen Toskana-Aufenthalten 2006 in Frankfurt starb.

Wer nun glaubt, Gernhardts Werk teilt sich in zwei Phasen – die lustige vor Herzinfarkt und Krebs, die ernste danach –, der irrt. Denn der Dichter Gernhardt war zu jeder Zeit ein Lebenskünstler, Lebenwollender und ein so gut Lebenkönnender, weil er das Leben und dessen Genuss ernst und die Unwägbarkeiten ironisch nahm. Er wirkt nie wie ein Gebrochener, der sich angesichts dessen was auf Erden passiert, und dessen, was unter die Erde bringt, grämt – sondern wie einer, der stetig mutig hinschaut. Hinschaut und verteidigt, wofür es sich zu leben lohnt: Oft ist es das Kleine: sei es der Buchfink im Spitalsgarten oder Halberstadt aus dem ICE gesehen. Hinschaut und anklagt, wenn was im Argen liegt und dennoch zu wenig beachtet wird wie zum Beispiel Krieg, Leid und Unvernunft.

Und das Schönste ist und bleibt seine leichte Sprache, der unernste Gebrauch all der Wendungen und Reime, die Gernhardt so meisterlich setzt. Die Leichtigkeit gepaart mit dem manchmal unvermeidlich Holprigen: Das lehrt hin und wieder mehr über das Leben, als es ein allzu geschliffener Vers könnte. Da gibt es also Sackgassen, Ungereimtes, Plumpes, Derbes und wir haben im Leben (wie Gernhardt im Gedicht) die Pflicht, dennoch weiterzutun – auch wenn es uns gerade nicht sehr sinnvoll erscheint.

Sympathisch ist auch die Leiblichkeit des Gernhardt: Es gibt kein Tabu! Ob er über scharfe Frauen „in Mantua“ und seine rationalisierende Schüchternheit, die ihm den Genuss derselben verleidet, spricht – oder ob er in „mein Körper“ eine „Revision“ des Körperbildes anstößt: Nichts Menschliches ist ihm fremd, dem „abgeklärten Dichter“: „Ob ich dem X seinen Bucherfolg neide?/ Die Welt ist doch groß. Sie hat Platz für uns beide./Der nimmt mir doch nichts, diese schmierige Kröte,/außer: Den Ruhm und die Fraun und die Knete.“ Und das ist das Einladende an Gernhardt: Es gibt nichts, was man nicht denken dürfte, nichts, was man nicht in lyrische Verse gießen dürfte, und natürlich schon gar nichts, worüber man nicht lachen dürfte.

Eine große Lust ist es in Robert Gernhardts Werk zu lesen. Und freilich könnte man traurig sein, dass von ihm nun nichts Neues mehr kommt – doch hätte er das gewollt? Hätten wir dann aus seinem „Trauer“-Gedicht Lehren gezogen? Das endet nämlich so: „Trauer ist endlich./Und jeder Trauernde ein Verräter,/der sich fügt und Vernunft annimmt,/ früher oder später. (Irgendwann hat es sich/ jedenfalls ausgetrauert. Cosima glaubte, nach Richards Tod vergehen zu müssen./Sie hat ihn dann siebenundvierzig Jahre überdauert.)“ Gerhardts Werk wird das sicher noch länger schaffen – auch ohne seine wundervollen Live-Lesungen (die man zum Glück noch als CD erhält!).

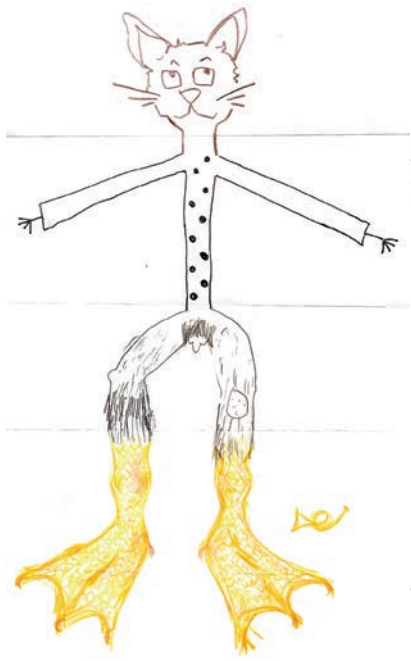
lr

befragen Sie die sterne mit madame crystal

HOROSKOP

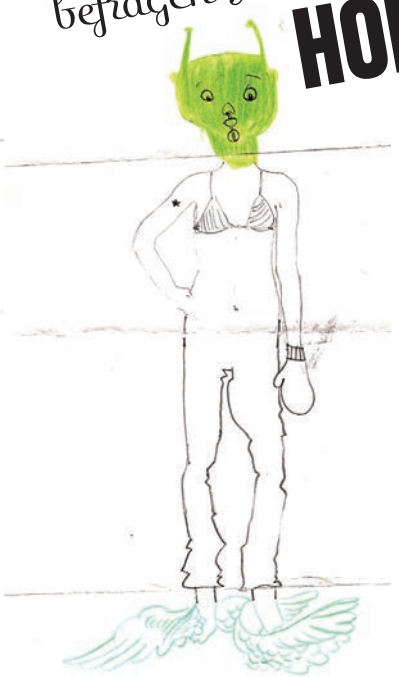
Geschwürbeinige Pferdekreatur

Bei Ihnen haben die Götter wohl Würfelpoker gespielt, und das besoffen. Ihrer angesichtig, merkt vermutlich selbst ein der Brassicaceomantie Unkundiger, dass mit Ihnen etwas nicht stimmt. Sie selbst machen ja auch keinen sonderlich glücklichen Eindruck – kein Wunder, denn gleich, wie sehr Sie sich auch anstrengen, Sie kommen einfach nicht weiter. Sie sind ganz eindeutig aus dem Gleichgewicht! Das Leben ist eben kein Ponyhof. Ihnen kann nur ein Spezialist helfen – konsultieren Sie am besten einen Huf- und/oder Klauenschmied (Orthopäde) oder Robert Rett-Ford (Fleischhauer).



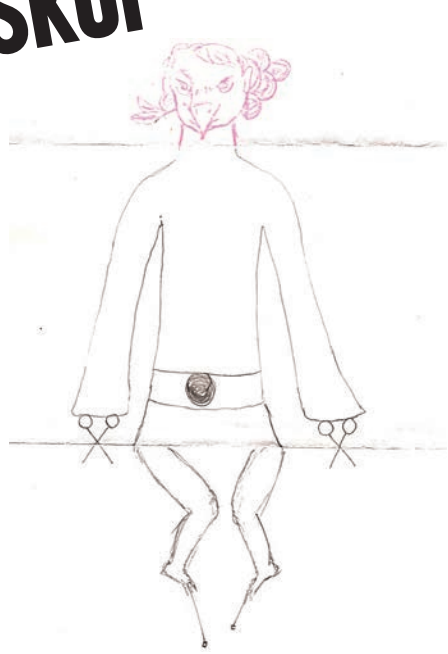
Promisker Katzenpostfrosch

Es ist zu befürchten, dass Sie trotz scheinbar guter Voraussetzungen wohl keine weiten Sprünge machen werden. Hören Sie auf mit den alten Schnurren und zeigen Sie öfter mal Krallen! Und sollten Sie eine Bahnreise planen oder mal in den Supermarkt müssen, ziehen Sie sich um Himmels willen untenrum was an. Nicht jeder wird von dem Anblick Ihrer riesigen, haarigen, faltigen und muffligen gelben Froschhaxen angetan sein. Hier erscheinen mir beispielsweise kniehohe Stiefelchen im Lackledernuttenstil geeignet. Die lenken auch von anderen Unzulänglichkeiten ab.



Grüner Unmensch

Sie sind von Natur aus ein witziger Typ, aber noch etwas grün hinter den Ohren. Meine Empfehlung: Besuch einer dieser kleinen Kabinen bei Ha&Em oder einer öffentlichen Bedürfnisanstalt – da hängen diese Dinger namens Spiegel herum. Wenn Sie da hineinschauen und das, was Sie sehen, mit dem Erscheinungsbild der übrigen Erdbevölkerung vergleichen, werden Sie feststellen, dass Ihnen irgendwie noch der letzte Schliff fehlt – vielleicht eine Dauerwelle? Und – Fäustlinge zum Bikini?! Eine derart gewagte Kombination wurde seinerzeit höchstenfalls nur von einem gewissen einarmigen Wiener Altbürgermeister mit äußerst schlechtem Geschmack getragen.



Scherenhändiger Schnabelnachtschaden

Interessanter Charakter, den Sie haben. Was Sie auch anpacken, unter Ihren Händen wird alles zu Konfetti. Verzichten Sie aber darauf, vor Ihren Freunden und Bekannten damit anzugeben, dass Sie sich selber die Haare schneiden; mittlerweile wissen alle, dass Sie hinten auch Augen haben. Halten Sie stattdessen einfach mal den Schnabel und denken nach – über neue Herausforderungen zum Beispiel. Eventuell liegt Ihre Berufung ja in der Fußpflege bzw. Floristik. Oder Medizin? Eine Spezialisierung auf Urologie scheint mir in Ihrem Fall ja weniger empfehlenswert; aber als Gehirnchirurg könnten Sie durchaus reüssieren.

musikszenenbetrachtungen

HIER&JETZT: HGICHT

**Warum Schlecht diesmal ausnahmsweise vorübergehend wirklich das neue Gut ist.
Oder: Wie sich Pop an sich selbst kalibriert.**

Das HGichT Konzert hat mich meinen Lieblingspullover gekostet, aber das macht nix. Es ist ja schon einiges geschrieben worden, über die Band, und noch mehr wurde gelabert. Die einen lehnen die Band rundheraus ab, und die anderen lassen sich hinreißen zu hymnischem Geschreibsel, das den „Kunstdiskurs" um eine weitere Facette „bereichert". Ich möchte mich keiner der beiden Seiten zuordnen und dennoch schreiben, warum ich diese Band (neben anderen Spinnern, wie zum Beispiel die Antwoord) für relevant halte. Über die musikalischen Qualitäten braucht dabei freilich nicht viel gesagt zu werden, und der Text ist nur in sehr wenigen Fällen ausgereifter. Was aber eben gerade deshalb interessant ist, ist die totale Reduktion auf eine Haltung, die – noch dazu – über weite Strecken unhaltbar ist. Das Vakuum als Unterhaltung. Und ob das geht!
Die Gunst liegt im Auge des Betrachters und die Pointe des Witzes muß man sich diesmal wirklich selbst ausdenken. Da werden zwar vereinzelt in Interviews aussagen getätigt (übrigens der einzige tatsächliche Fehler der Band, sich überhaupt über die „Musik" hinaus zu äußern, weil dadurch das schöne Nichts gestört wird) aber das ist widersprüchlicher Quatsch eines Teils der Gruppe, der ganz offensichtlich aufgrund fehlender Eloquenz dazu auserkoren wurde, Sprachrohr zu sein. Wer nach konkreten „Aussagen" sucht, ist da grundsätzlich auf der falschen Baustelle.
Hier nämlich hüpfen ein paar Mädels in – ich sag mal „flippigen" – Klamotten um ein Auto bei einer Tankstelle herum, und im Hintergrund läuft ein Lied mit der Melodie des Kirchen-Superhits „Danke, für diesen guten Morgen …": „Tanke, kostet keinen Eintritt …" Die eigentlichen Youtube-Hits der Band, wie „Hauptschule", „Hartz 4" oder „Tutenchamun", können als bekannt vorausgesetzt werden.
Einen guten Schuß Gesellschaftskritik darf man ihnen trotzdem in den Mund legen. Nicht nur feiert man den Wurm in sich selbst und hüpft über den gatschigen Acker, sondern „Max Bar", der selbstverliebte Architekturstudent, wird durch den Dreck gezogen, sowie die Kunst an und für sich: „Künstlerschweine". Um die Suppe abzuschmecken, darf eine Prise morbider Humor nicht fehlen: „Auf dem Friedhof kommt die Familie zusammen. Auf dem Friedhof sind alle tot. Auf dem Friedhof gibt's nicht viel Blabla. Auf dem Friedhof spaltet sich die DNA."
Freilich sind das Idioten. Es sind Idioten, die das Kunstspiel kennen und aus Frust über die Willkür die Regeln auf den Kopf stellen. So what? Schon allein die kindliche Herangehensweise und die aufrichtige Freude, die die Gruppe sehr glaubhaft transportiert, sollte aufhorchen lassen. Und wer die Sache jetzt nicht begreift, der wird sie auch nicht mehr begreifen, weil die „Band" vermutlich nicht lange bestehen wird. Ein Witz ist eben nur frisch gut. Aber der Punkt ist, daß sie auf eine sehr beiläufige und dennoch überzeugende Weise demonstrieren, daß die Popmusik nicht in einer Sinnkrise steckt, sondern ganz im Gegenteil von der Sinnkrise lebt. HGichT und Konsorten sind nicht das Ende vom Lied, sondern sie eröffnen mit ihrer spielerischen Herangehensweise neue Möglichkeiten, während wieder andere Varianten für die Zukunft ausgeschlossen werden können. Ihre eigene beispielsweise.
So kalibriert sich Pop an sich selbst. QED.

PS: Heute hab ich den Pullover aus der Reinigung bekommen: Die Neonfarben, mit denen mich die Rasselbande angekleckst hatte, sind raus. Die Erinnerung an das feierlich dümmste Konzert meines Lebens allerdings bleibt: Da brüllt ein komischer Kauz ins Mikrophon, läuft ins Publikum, das er mit seinem überlangen Kabel zu kleinen Paketen zusammenschnürt, wirft sich huckepack auf die Rücken der Jungs, läßt sich durch den Raum tragen und springt ab, um willkürlich Frauen zu küssen – insbesondere dann, wenn sie ganz offensichtlich in Begleitung gekommen sind. Ist das dumm? Ja, wahrscheinlich. Aber das Bright Eyes Konzert hatte ich schon am nächsten Tag vergessen. Zu Recht.

wein

© HGichT

1

2

/1 FILOU – SHOW (PROBLEMBÄR 2011)

Ich bin baff. Dieses Album ist so unangestrengt und doch präzise, so verschroben und doch ganz vereinnahmend. Zwischen „Freu dich nicht zu früh, an mir mußt du vorbei!" und „ich bin müde, ich bin satt, bin am Boden, ich bin matt. Ich bin müde, müde: bitte schlaf mich ein, laß mich nicht allein". Ja da werden sich ein paar Indiekids die Milchzähne ausbeißen. Hier wird die Spreu vom Weizen getrennt, und die großen Gesten tragen, und jede Watsche sitzt. Bei einem Teil der Lieder überzeugt mich der Gesang nicht hundertprozentig, aber auch das hat sich schon beim zweiten Mal Durchhören sehr stimmig angefühlt. Die Texte sind allesamt eine Offenbarung („Von allen Lügnern auf der Welt habe ich den meisten Spaß"), und an den Arrangements haben auch die musikalisch ausgefuchsteren Semester ihre Freude. Die Band wird ihr 19-teiliges (!) Wunderkind am 16.4. im rhiz live präsentieren.

/2 FRED SCHREIBER – DAS GROSSE KOMPLOTT (PROBLEMBÄR 2011)

Fred Schreiber, einst Frontmann der *Falschen Freunde*, hat zwischenzeitlich – und sehr erfolgreich – anderes Terrain betreten: Als Kopf und Stimme der legendären *Sendung ohne Namen* hat er ein Format geschaffen, das seither in der österreichischen Fernsehlandschaft seinesgleichen sucht. Jetzt legt er mit „Das große Komplott" ein Album vor, in dem der österreichische Kulturbetrieb komplett zerlegt und neu zusammengebaut wird. Da rechnet einer ab. Nicht nur mit den Bobos, sondern auch mit sich selbst und mit der eigenen Rolle. Damit, ein *big player* geworden zu sein. Jemand, der einerseits gesettled ist, aber andererseits eine leidenschaftliche Aufbruchsstimmung in sich schürt. Und in aller Zerrissenheit wählt er – wie könnte es anders sein – den Alkohol: „Diese Stadt ist auf Alkohol aufgebaut. Und wir beide, mein Freund, wir haben dabei nicht nur zugeschaut …" Zum Wohl!

/3 BERNHARD EDER – TO DISAPPEAR DOES NOT MEAN TO RUN AWAY (TRON 2010)

3

Damit ein Barde, der sich ganz dem klassischen Songwriting verpflichtet fühlt, etwas relevantes Schaffen kann, muß er schon einen großen Wurf machen. Ich glaube, ein solches Beispiel haben wir hier vor uns. Besonders die vorausgekoppelte Single *Unexpected*, die schon auf der gleichnamigen EP vertreten war, hat es mir sehr angetan. Zu der damaligen EP sei allerdings angemerkt, daß sie Coverversionen von AC/DC und Puddle of Mudd enthält. Erstere sind schlimm genug, aber Zweitere waren so ziemlich das uninspirierteste College-Rock-Geschmiere zu Recht vergessener Jahre, und da fragt man sich dann doch, wie ein Mensch, der ganz offensichtlich sehr viel Ahnung hat, auf so eine schwachsinnige Idee kommt. Seisdrum: Die aktuelle Platte sehe ich in einem ganz anderen Licht: „this is me bleeding – unexpected feelings". Da bin ich ganz dabei. Und die Arrangements sind ein Traum!

4

/4 ANGUS & JULIA STONE – 2011 – MEMORIES OF AN OLD FRIEND (EMI 2011)

Paper Aeroplane ist auf keinem der beiden regulären Alben des australischen Geschwisterpaars. Jetzt hat sich der Song aber recht gut gemausert, wurde zu einem kleinen Youtube-Hit und zudem in einer Fernsehwerbung verbraten. Also wurden Aufnahmen früher EPs zu diesen *Memories of an old Friend* zusammengewürfelt. Inclusive Papierflieger von 2006. So weit die weniger romantische Vorgeschichte. Einen Schönheitsfleck gibt es noch: Auf dem Album von 2010 hat man sich mit dem Problem auch schon beschäftigt und es dann sehr unelegant gelöst – und zwar mit der Single *big jetplane*, die textlich und musikalisch kaum Unterschiede zum Original aufweist. Und nicht nur daß der Sound noch näher bei Norah Jones liegt, sondern auch die einzige textliche Variation will sagen: „come away with me". Ja ist denn eine so patzige Sache noch zu retten? Vielleicht. Ich hör jetzt also das zusammengeschusterte Frühwerk und sing mit: „you gotta say: mhh, mhh, mhh …"

wein

CHAOS

Konzertbericht

Anfang Jänner hatte ich in Berlin die Gelegenheit, einer Live-Performance beizuwohnen, die mich zum Nachdenken angeregt hat. Aufgespielt haben die New Yorker Jungs von *Child Abuse*, einer Band, deren Schaffen auf dem Flyer selbiger Veranstaltung als „trash metal grind chaos“ umschrieben war – eine Bezeichnung, die im Übrigen jedoch nicht von der Band selbst kommt. Ich war also gespannt, was sich hinter dieser mysteriösen Paraphrase verbergen würde, zumal ich weder gegen Trash noch gegen Metal, Grind- oder Hardcore besondere Abneigungen hege. Auch wenn ich Produktionen aus dieser Richtung zu Hause normalerweise nicht konsumiere, so können sie im Moment ihrer Bühnenhaftigkeit durchaus eine paralysierende Faszination entfesseln. Als alteingesessene Kontrahentin der Thermodynamik war ich zudem sehr interessiert daran, wie sich die Vertonung von Chaos anhören könnte, und ging voll Vorfreude – und zugegeben einigen Resten an Zweifeln – in den Abend.
Meine offene Erwartungshaltung wurde belohnt: *Child Abuse*, ein Ensemble aus Schlagzeug, Bass und psychedelisch anmutendem Keyboard mit Kreisch-Gröhl-Gesang garniert, hat eine sehr solide Performance geliefert, indem sie Elemente des in New York so geliebten Jazz mit dem generell so beliebten Getöse des Postrocks gekreuzt haben. Was andere als bloßen Lärm abtun würden, hatte aber durchaus System (wie in der Chaosforschung). Es wurde versucht, dem einzelnen Song eine A-Rhythmik (Jazz) zu unterlegen, ein Element, das im Rock-Dunstkreis, der vom Rhythmus lebt und durch die Wiederholung atmet, kaum Halt findet. Auf der Bühne bot sich mir ein Schauspiel dreier Musiker, die sich mit aller Kraft gegen die Verlockung des ordnenden Rhythmus wehrten und dabei Klänge in den Raum sandten, die gerade durch ihren Bruch, ihr Gebrochen-Sein, ihre Irritation das kleine Publikum in Berlins Mitte-Schokoladen in ihren Bann schlugen. Am schönsten waren dann aber doch die Momente, da sich die Diktatur der Rhythmik durchsetzte und eine zuvor noch vollends chaotisch wirkende Mischkulanz in einen Zug aus Progressivität in voller Fahrt verwandelte. Wie im Theater also kulminierte das Drama der Musik des Zufalls in der Katastrophe und konnte seine volle kathartische Wirkung entfalten. Alles in allem besteht Chaos als Stil in der Musik insofern den Test, als es den nötigen Konterpart zur ewigen Wiederholung der Rhythmik liefert, die es zerreißen will, sich am Ende aber nicht durchsetzen kann.

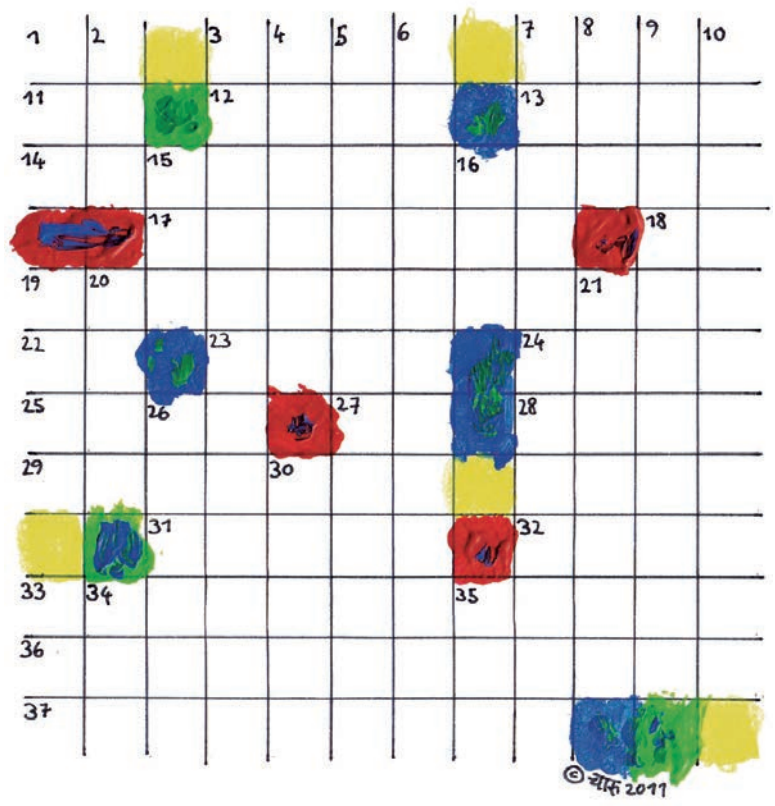
Text: sto

LINK:

www.soundsofchildabuse.com/

zum weisheitszähne ausbeissen

RÄTSEL



Kritzkratzkreutzwortzrätzel

Das einzige, was noch fehlt, sind ein paar Buchstaben. Schreiben Sie rein, was Ihnen einfällt – niemand verliert den Kopf, wenn es falsch ist.
P. S.: Nur weil die gelb untermalten Buchstaben in zufälliger Reihenfolge den Namen des Herrn ergeben, nach dem das Nikotin benannt ist, dürfen Sie beim Lösen noch lange nicht rauchen. Wo kämen wir hin? Ich rauche ja auch nicht.

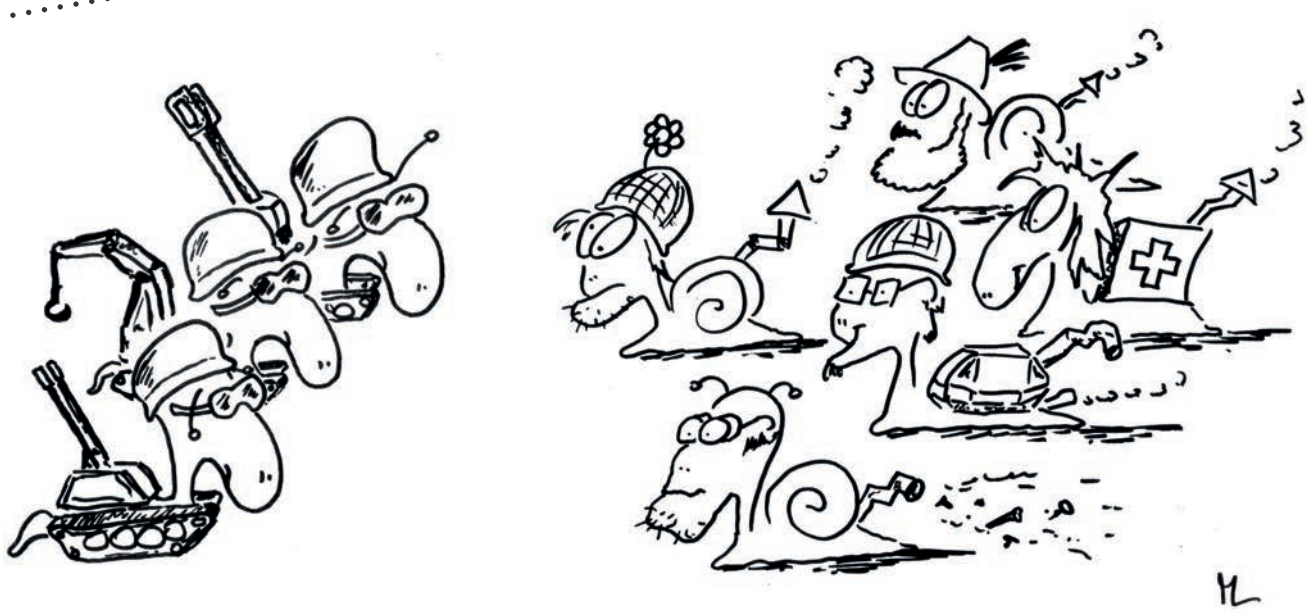
Waagerecht:
1 Eh wir den reinen Inhalt erfassen, müssen wir die Wörter im Kopf – nein, nicht entziffern, …. **11** Sagt und singt Beaker, der Assistent Dr. Honigtau-Bunsenbrenners. **12** Europäische Allianz für Astronomische Entwicklung. **13** Ist manchmal weiß, nie grün. **14** Sie lösen das Rätzel ganz allein? … geht's kaum noch. **17** Heißt in keiner uns bekannten Sprache etwas, aber das dafür von beiden Seiten. **18** Krrrks! Hier ist Radio Vatikan mit seiner einfallsreichen Akü. **19** Grabtuch mit drei überschüssigen Vokalen und T. **22** Vater des Marduk. **23** Fluß in Afghanistan. **24** Mehr als ein Hai, und nur Strichlein entfernt von einem Hahn. **25** Sind Sie … im Von-rechts-nach-links-Schreiben? **27** Einheit für die Effektivdosis. **28** Das muß Hamelns Bürgermeister ham. **29** Paradox: Wer … ist, weiß eher nicht, was … …. Mit R vorn gilt das gleiche. **31** War mal wichtig in Ägypten – wer erinnert sich? **32** AV schreibt man, … sagt man. **33** Es ist ein Abstraktum – er ist wahrscheinlich purpurn. (Siehe auch 9 senkrecht.) **36** Utopisches Literaturgenre, das den Weltuntergang durch polaren Frost schildert? **37** Unvermischte Ostseefinnen.

Senkrecht:
1 Verfügt über emutionale Intelligenz. **2** Ehemals Fleissenburg. **3** Kann der Meer-Hirte trocknen und damit heizen. **4** Leckere Melone – außen etwas runzlig. **5** Das ungebildete Wesen: Wie bitte begriffs nicht, aber … …. **6** Hängt davon ab. **7** Der Kampf mit den Riesen erwies sich als riechorganzerschmetternd. Jeden 8 schuf Odin den nicht mehr ganz … … … …. **8** Siehe 7. **9** Ein Beschluß der Nationalversammlung hob Friedrich … … …. **10** Sexistisch, aber: Jüngsten Umfragen bei Hengsten zufolge … …. **15** Gaulish States of Aremorica. **16** Zentral bei jedem guten Kalkuel. **19** Daran erkennt der Verschnupfte im Dunkeln den Ziegenstall. **20** Vom rechten Vorhof in die rechte Kammer (engl.) **21** Pipifax? Tintifax? Telefax? Nein, …. **26** Da hat jemand Isis und Osiris vermanscht, bis zufällig auch ein Jupitermond und ein Serbischer Rundfunk-Sender rauskam. **30** Ent-n-te Meernymphe. **34** Mehrere Faultiere? **35** Mir ist, als ob dem letzten Wort das Ende feh

caru

SCHNECKENHAUS

von matt



fortgesetzte romanfragmente. diesmal:

ITE, MISSA EST.

Aus Kapitel IV, *Tröstung des Elia*.

> 03. Oktober. Heute war der schon vierte Gottesdienst mit dem neuen Pfarrer und er hat mich wieder nicht darauf angesprochen. Ich soll ihn Dietmar nennen, er ist mit allen Messnerinnen per du, sagt er. Die Leute zerreißen sich die Mäuler, manche fragen mich auch, ob es stimmt. Die meisten glauben der offiziellen Version. Er war ja auch ein guter Pfarrer. Beim Steinhauser Begräbnis am Donnerstag ist die junge Witwe in Ohnmacht gefallen. Die Blumen waren wieder sehr schön, ich hab Lob bekommen. <
Margit beschließt das Wochenende wie immer am Schreibtisch, unter dem sie einen Bottich warmen Laugenwassers zum Einweichen ihrer Hühneraugen bereitgestellt hat. Sie beantwortet einige Briefe, raucht nebenher und nascht Dörrpflaumen. Carlo kennt die sonntägliche Prozedur und wäscht sich geduldig auf der Fensterbank. Es klingelt an der Tür.

Margit setzt den Kuli ab, blickt zur erschrokkenen Katze und beschwichtigt sie, „das wird der Johannes sein". Sie trocknet ihre Füße, schlüpft in die Frottee-Slipper und nimmt sich noch eine Pflaume. „Du bist spät. Ich dachte schon, du kommst nicht mehr." Johannes küsst sie beim Eintreten auf die Wange, wirft seinen Mantel über die Kommode im Vorhaus und verschwindet im Badezimmer. „Ich bin gleich fertig", ruft sie durch die geschlossene Türe. „Lass dir Zeit." Wenn Johannes da ist, darf Carlo nicht im Bett schlafen, für ihn ist der beißende Mundgeruch des Tiers so etwas wie ein Gegenbeweis für Margits Behauptung, dass die Katze so reinlich sei. Johannes duscht immer, wenn er auf Besuch kommt, und er kommt immer abends. Margit schließt inzwischen die Papierarbeit ab, legt das Tagebuch zurück in die versperrbare Schublade und leert den Aschenbecher. „Soll ich dir beim Beziehen helfen? Wo ist die Bettwäsche?" „Mach ich schon. Wie viel hat die Autoreparatur jetzt eigentlich ausgemacht?" „Fünfzehnhundert." Johannes wirft Carlo einigermaßen grob aus dem Schlafzimmer und versperrt die Tür.

Johannes setzt sich zum Frühstück wie immer an den Tisch, isst aber nichts. Er beobachtet Margit ein bisschen ungeduldig, wie sie ihre beiden Orangenmarmeladebrote mit zwei Tassen Kaffee in morgendlich kleinen Portionen hinunterspült und scheinbar planlos in der viel zu großen Zeitung herumblättert. Carlo labt sich an seinem Napf. „Suchst du etwas Bestimmtes?" „Wann kommst du das nächste Mal?", fragt sie ihn ohne aufzublicken. „Übermorgen." „Geht nicht, jeden ersten Dienstag im Monat hab ich Gymnastik, erinnerst du dich?" Er lugt auf die Uhr und sagt im Aufstehen: „Wir telefonieren." Nachdem sie sich wie ein Ehepaar mit sanftem Kuss und etwas übertriebenem Lächeln verabschiedet haben, räumt Margit das Geschirr in die Spüle und reißt eine halbe Seite aus der Zeitung, die sie zusammengefaltet in ihr Portemonnaie steckt. Margit verlässt das Haus ohne Dusche und macht sich auf den Weg zur Kirche. Am Mittwoch sind zwei Taufen und der Talar muss noch in die Reinigung. Im Oktober werden die Gräber immer einigermaßen vernachlässigt, Allerheiligen ist dafür wieder eine regelrechte Materialschlacht, denkt Margit, während sie durch den Friedhof in Richtung Kirchenhintereingang spaziert. Das hellhölzige Steinhauser Kreuz und die noch immer bunten Kränze stechen aus der sonst jahreszeitlich bedingt eher welken Gräberlandschaft hervor. Der Pfarrer sitzt an seinem Schreibtisch in der Sakristei und schmökert in abgegriffenen Liederbüchern. „Servus Margit." „Grüß Gott, Herr Pfarrer. Ich meine Dietmar. Hallo Dietmar." Der Pfarrer schwärmt von der tollen Akustik in seiner neuen Kirche und von den süßen Stimmen seiner noch namenlosen Schäfchen. Er schlägt vor, *Es ist ein Ros entsprungen* auf die Liederliste für die Abendmesse am Samstag zu setzen. „Das ist doch ein Weihnachtslied", wirft Margit energisch ein. „Aber schön", erwidert der Priester. „Ich bringe den Talar in die Reinigung. Das ist nicht der erste Rotweinfleck, den wir aus dem Stoff gekriegt haben." Margit verschwindet ohne weitere Verabschiedung und eilt zu ihrem Wagen, wo sie den Zeitungsartikel aus der Brieftasche hervorholt und minutenlang bereits angeschnallt darauf starrt. Als würde ihr das zerfranste und faltige Blatt Papier Mut zusprechen, beschließt sie mit einem Mal, den Theologen zu konfrontieren, und stürmt zurück in die Sakristei. „Ich nehme an, man hat dir gesagt, warum Pfarrer Unterlechner in Wahrheit versetzt wurde." Dietmar legt das Buch zur Seite und nimmt seine Lesebrille ab. „Ja. Ich habe auch mit ihm gesprochen." „Und?", fragt sie nach einiger Pause erwartungsvoll. „Und ich sehe nicht, warum das unsere Arbeit beeinflussen sollte."

> 04. Oktober. Dietmar weiß Bescheid. <

hh

geistlose schlusskolumne, ungefähr so erquickend wie zwei bräunlich ranzige, halbvergessen-gärende bananen in einem alten, speckigen schuhanzen.

ABRISSBIRNE

Der Beat der Berts

Was haben Dollfuß, Russell und Brecht gemeinsam? Als Engelbert, Bertrand und Bertolt waren sie verdammt in dieser Welt, verdammt zum Bert-Sein. Aber sind es nicht vielmehr wir, die wir mit den vielen Berts in unseren Reihen ein schweres Kreuz zu tragen haben?

Schaun ma mal.

Von Adelbert über Rigobert bis hin zum Wendelbert reicht die wunderliche Welt der Berts, die allein schon im deutschen Sprachraum mindestens 40 verschiedene Auswüchse zu bieten hat. Wir kennen solch einen Bert beispielsweise, der verängstigte Fräuleins im Wald immer „herbert" – der Grund, „warum sich die Waldtraud nicht in den Wald traut" –, und andere, die hitverdächtigen Märchenprinzen heimischer Kultbands im Wege stehen: „Doch leider hot der Norbert die Trixi grod in Orbeit". Wir lesen lustige Taschenbücher über geldgeile und geizige Berts, die im Original ganz unbertig Scrooge McDuck heißen, und werden in der Schule gequält mit Gedichten von versoffenen, gefräßigen, selbstmörderischen Berts – danke, Herr Stifter. Man denke auch an Aribert Heim, der als „Dr. Tod" und „Schlächter von Mauthausen" durch die Medien geisterte, und merke: Manchmal können Berts einem wirklich die gute Laune verderben.

Na schön, vielleicht darf ja ein abschließender Bert die suggestive Stoßrichtung dieser Abrissbirne noch vereiteln.

Von einem Tonträger namens Revolver klingt es im Titel Nummer 11: „Dr. Robert, he's a man you must believe, helping everyone in need, no one can succeed like Dr. Robert!" Angeblich versorgte der Arzt aus Manhattan und Namenspatron des Beatles-Lieds Doctor Robert Freymann die Pilzköpfe und andere Promis mit bewusstseinsverändernden Substanzen. Doch selbst dieser gutmenschliche Bert der Beatles (bzw. Beat der Bertles) dürfte wohl seine Schattenseiten gehabt haben. Hat er die Fab Four vielleicht permanent veralbert? Oder ist mit seinem Titel irgendetwas nicht ganz koscher? Hm. Vermutlich absolvierte Dr. Robert vor seinem Doktoratsstudium ein Baggerlaureat.

toph

Auswertung zum besten aller möglichen Tests (Seite 09)

Keine Bange: Solange Ihre Kreuzchen halbwegs gleichmäßig auf a), b) und c) verteilt sind, dürften Sie ein leidlich normaler Mensch sein. Erst wenn Sie eines davon fünfmal oder öfter angekreuzt haben, ist eine Schraube locker. Welche? Lesen Sie selbst.

a) *Machtphantasie.* Sie glauben ja wirklich, daß die Außenwelt nur da ist, um unter Ihrem Einfluß zu stehen. Sind Sie Regierungsmitglied? Oder gibt es vielleicht gar keine Außenwelt, und alles spielt sich nur in Ihrem Kopf ab? Solipsismus ist eine Philosophie für Einsame. Falls Sie recht haben: Eine tolle Zeitschrift bilden Sie sich da grade ein. Oder lesen Sie nur zuviel „Bestellungen ans Universum"?

b) *Paranoia.* Wir sind hinter Ihnen her. Notfalls mit parapsychologischen Mitteln. Wenn Sie gleich auf der Straße an einem Kaugummi kleben bleiben, den haben wir da hingelegt. Telekinetisch, damit uns keiner erwischt. Wer wir sind – die Rosenkreuzer, der Mossad, der Ku-Klux-Klan, die Bielefelder Satanistengemeinde e. V. oder einfach mal wieder die Außerirdischen –, verraten wir jetzt natürlich nicht.

c) *Alzheimer.* Schon richtig: Praktisch alles, was so ist, könnte auch anders sein. Wenn wiederum etwas Anderes anders wäre. Man kann das Hineinlesen von Zusammenhängen durchaus übertreiben, siehe a) und b). Aber bis zur völligen Verweigerung der Mustererkennung sollte die Vorsicht doch nicht gehen. Das heißt, vielleicht sollte sie. Eventuell irre ich mich ja. Wer braucht klare Konturen?

Auch das, was möglich ist, ändert sich ständig. Darum war dies nur vorläufig der beste aller möglichen Tests. Der nächste wird noch besser. Versäumen Sie ihn nicht.

IMPRESSUM

der Bagger – Homepage: www.derbagger.org **E-Mail**: redaktion@derbagger.org **Büro**: Jörgerstraße 35/4, nebst Kaugummiautomat, 1170 Wien
Bankverbindung: Konto-Nr.: 289 147 43 800, BLZ: 20111, Erste Bank
Herausgeber und Medieninhaber: Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (ZVR-Zahl: 720349459)
Redaktion: Reinhard Klauser, Vitus Angermeier

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe – Texte: Birgit Schörkhuber (bix), Brigitte Auer (bri), Christina Schöftner (chr), Christoph Schütz (toph), Clemens Rauchenwald (clr), Clemens Trötzmüller (cle), Erwin Steinbach (caru), Harald Höller (hh), Hubert Weinheimer (wein), G. Lena Stölzl (sto), Leonhard Reul (lr), Reinhard Klauser (pro), Vitus Angermeier (va)
Umschlaggestaltung: Origi Nalkopie **Mittelseite & Horoskop-Bilder:** die Zeichengruppe **Illustrationen**: Alexandra Mia Monkewitz (amm), Beba Fink (bf), caru, Matthias Ledwinka (matt), Sascha Mikel (sm) **Fotos**: caru, cle, sto, va **Design**: Elena Anna Rieser **Layout**: Vitus Angermeier **Korrektorat**: Sandra Illibauer-Aichinger

Auflage: 1000 Stück **Druck**: Facultas **Erscheinungsdatum**: 23.03.2011 **Erscheinungsort**: Wien **Preis**: 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider, und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält.
Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.

Offenlegung gemäß §25 des Mediengesetzes: Der Bagger ist das Organ des Vereins Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft. Er setzt sich inhaltlich mit Themen aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft – teils ernsthaft, teils satirisch – auseinander.
Die Rechte liegen bei den UrheberInnen der jeweiligen Artikel, Fotografien, Illustrationen.